

Band 1036 • 2,30 DM

B A S T E I

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Psychonauten- Hexe



Band 1036 • 2,30 DM

B A S T E I
ROMAN



Die Psychonauten-Hexe

1. Teil

Als Marianne das Knirschen der Schritte im harten Schnee hörte, da wußte sie, daß man sie gefunden hatte. Trotzdem zog sie sich tiefer in die Höhle zurück, die ihr als Versteck diente. Sie hatte in den letzten Stunden kein Feuer entfacht. Der Rauchgeruch der vergangenen Tage war noch immer vorhanden. Er hing zwischen den Wänden, als wollte er die Frau an wärmere Zeiten erinnern.

Über die normale Kleidung hatte Marianne eine Decke gestreift und sich darin eingewickelt. Gegen die Kälte in der Höhle schützte sie kaum, sie war nicht mehr als ein Alibi. Im Dunkeln schlich sie so weit nach vorn, bis sie von einer Wand gestoppt wurde. Die Frau lief nicht dagegen. Sie kannte jeden Fußbreit Boden in ihrem Versteck, und sie roch auch das Gestein. Der Fels strömte eben einen bestimmten Geruch aus.

Deutsche Erstveröffentlichung

Die Frau hockte sich nieder. Sie schlug die Decke noch enger um ihren Körper, als wäre sie eine Raupe, die sich in einen Kokon eingesponnen hatte. Gegen die äußere Kälte mochte sie helfen, nicht aber gegen die innere, denn sie bestand aus Angst vor dem Tod, vor einem furchtbaren und menschenunwürdigen Ende.

Die Schritte verstummt. Wegen der größeren Entfernung waren sie nur leise an ihre Ohren gedrungen, aber sie hatten genau vor der Höhle aufgehört.

Die Männer wußten Bescheid!

Zwei waren es. Das hatte Marianne den Tritten entnommen. Auf ihr Gehör konnte sie sich verlassen. Für einen Moment wunderte sie sich darüber, daß nur zwei gekommen waren. Sonst erschienen sie im Rudel. Sie hatten es sich wahrscheinlich überlegt. Sie wollten keinesfalls auffallen, denn was sie vorhatten, war verboten. Es war grausam und schlimm. Da wurde ein Mensch schlechter behandelt als ein Tier.

Der Eingang zur Höhle hoch oben in der einsamen Bergwelt war nicht durch einen großen Stein verschlossen worden. Auch nicht durch eine Platte. Marianne hatte ihn eigentlich nur abdecken können. Mit Reisig und Astwerk hatte sie ein Hindernis aufgebaut, das natürlich leicht zur Seite zu räumen war.

Es war Nacht. Sternenklar. Keine Wolke am Himmel. Das wußte Marianne. Es war auch keine zu dunkle Nacht, denn hoch oben stand der Mond wie ein rundes Stück Eis, das in einem leichten Gelbtönen eingefärbt worden war. Es gab das Licht der Gestirne, mehr allerdings nicht, doch es reichte aus, um die herrliche Landschaft wie einen gewaltigen Rundum-Scherenschnitt erkennen zu lassen.

Nicht in ihrer Höhle. Da war es finster. Da roch es nach Rauch und auch nach Angst.

Die Männer lachten. Es war das typische Lachen der Leute, die genau Bescheid wußten. Sie sprachen auch miteinander. Marianne hörte, daß mehrmals ihr Name fiel.

Was sollte sie tun?

Nichts, gar nichts. Sie würde sich gegen die Gewalt dieser Menschen nicht wehren können. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatten, das führten sie auch durch. So wie jetzt, denn sie fingen damit an, das Reisig und die Äste vom Höhleneingang wegzuräumen und sparten dabei nicht mit ihren Kommentaren.

„Wir kommen, Marianne.“

„Gleich wirst du geholt.“

„Das Feuer wartet bereit.“

„Du wirst lodern!“

„Wir wollen dich auch schreien hören...“

So und ähnlich lauteten die Kommentare, die an Marianes Ohren gelangten und ihr klarmachten, was mit ihr geschehen würde, wenn sie aus der Höhle hervorgeholt worden war.

Die Männer gingen brutal vor. Sie zertraten das Reisig. Sie schleuderten die Äste weg. Einige brachen sie auseinander. Bei jedem Geräusch hatte Marianne den Eindruck, als wären es ihre Knochen, die dabei brachen.

Dann sah sie das Licht. Ein roter Schein, durchweht von tiefschwarzen Schatten, tanzte vor dem Höhleneingang, als wollte er die Dunkelheit dort fressen.

Die Männer hatten den größten Teil der Hindernisse zur Seite geräumt. Sehr deutlich zeichnete sich der Eingang ab, auch wenn sein Rand von zuckenden Schatten umtanzt wurde. Die Kerle mußten die beiden Fackeln in den Boden gerammt haben. Wahrscheinlich in eine Felsspalte oder einfach nur in den Schnee gesteckt.

Marianne rührte sich nicht. Mit dem Rücken preßte sie sich gegen die kalte Felswand. Auch das Zittern war verschwunden, abgesehen von einem Beben der Lippen.

Sie blieb hocken und starre nur nach vorn. Ihre Augen brannten, als wäre Rauch hineingeraten. Kalte Schauer rannen über ihren Körper und lösten sich mit Hitzewellen ab. Alles war so anders geworden. Ihr Leben war vorbei. Sie hatte gedacht, daß die Menschen vernünftiger werden würden, doch das war nicht geschehen. Noch immer gab es Personen, die anderen mehr zutrauten als den normalen Menschen. Sie teilten ihnen böse Kräfte zu. Hexerei, Magie. Der Böse Blick. Das Verhexen von Mensch und Tier. Das Buhlen mit dem Teufel.

Sie dachten dabei nicht an ihre eigene Unzulänglichkeit. Sie schoben alles auf andere zurück, und viele von ihnen waren froh, wenn gewisse Dinge gewaltsam aus der Welt geschafft wurden.

Im flackernden Schein der Fackeln zeichneten sich die Gestalten der beiden Männer deutlich vor dem Höhleneingang ab. Die Körper wirkten verzerrt, sie kamen Marianne riesig vor, als wären sie die Umrisse irgendwelcher Berggeister.

Einer bückte sich und betrat die Höhle. „Wir kommen, du verdammte Hexe. Wir kommen jetzt zu dir und holen dich!“ Er lachte und ging geduckt weiter.

Die Frau gab keine Antwort. Sie wußte genau, daß es keinen Sinn hatte, wenn sie etwas sagte. So blieb sie starr sitzen und schaute aus glanzlosen Augen ihrem Schicksal entgegen. Auch ihre Gedanken waren eingefroren, und deshalb sah sie aus wie eine in eine Decke eingewickelte Statue, aber nicht wie ein Mensch.

Der zweite Kerl duckte sich ebenfalls, als er die Höhle betrat. Er war kleiner als sein Kumpan, aber breiter in den Schultern. Marianne war es

noch nicht möglich, ihre Gesichter zu erkennen, aber sie kannte die Männer. Anhand ihrer Bewegungen war es ihr gelungen, sie zu identifizieren. Sie gehörten zu den brutalen Menschen im Ort. Sie waren Helfer und taten immer das, was andere von ihnen wollten. Vorausgesetzt, die Bezahlung stimmte.

Eigentlich hätte man sie als Wilderer einsperren müssen, aber man brauchte diese Typen.

Sie gingen weiter. Sie stanken. Aus den Kleidern drang dieser widerliche Schweißgeruch, der sich mit dem des Fackelrauchs vermischt. Sie trugen dicke Jacken und ebensolche Hosen. Wegen der Kälte hatten sie Strickmützen über die Köpfe gestreift und sie bis über die Ohren gezogen. So erhielten ihre Gesichter einen flachen Ausdruck, der in der Dämmerung verschwamm.

Der erste zog ein Messer aus der Scheide. Ein Hirschfänger, mit langer, leicht gekrümmter Klinge. Der Stahl schimmerte vor dem Gesicht der sitzenden Frau.

„Kommst du freiwillig mit uns, oder sollen wir dir hier die Kehle durchschneiden?“

Marianne gab keine Antwort. Sie überlegte tatsächlich, ob sie dieses Angebot annehmen sollte. Doch sie entschied sich dagegen, denn sie sagte sich, daß es möglicherweise noch eine Gelegenheit gab, den anderen zu entkommen.

„Na, was ist?“

„Ich komme mit!“

Der Kerl mit dem Hirschfänger lachte. „Hast wohl Angst, nicht wahr, Hexe?“

„Das bin ich nicht!“ flüsterte sie.

Beide Männer lachten. Sie glaubten ihr nicht, und sie waren nicht die einzigen; es gab einfach zu viele Menschen im Ort, die Marianne Worten keinen Glauben schenkten. So stand sie allein und konnte sich auf keine fremde Hilfe verlassen.

„Steh jetzt endlich auf!“ Ein Tritt gegen ihre Beine sollte den Befehl unterstreichen.

Marianne war zur Seite gekippt. Sie hatte sich abstützen können und quälte sich hoch.

An der Wand stützte sie sich ab. Die Angst hatte sie schwach werden lassen und bei ihr weiche Knie bewirkt. Ihr Blick war verdreht und leer. Sie war in eine Lage hineingeglitten, mit der sie nicht mehr zurechtkam.

Der kleinere der Kerle spie direkt vor ihre Füße. Dann war er plötzlich bei ihr, und sie sah für einen Moment sein verzerrtes Gesicht, in dem sich die Mordlust und die Vorfreude auf den Tod der Frau paarten. Er bewegte seinen rechten Arm im Halbkreis, und die Hand hieb in den Nacken der Frau hinein.

Der Griff war hart. Die Finger drückten zu. Durch ihre Gewalt wurde der Kopf der Frau nach unten gepreßt, und sie blieb auch in dieser demütigen Haltung.

Ihr Peiniger freute sich. Der Griff machte ihm Spaß. Er führte die Frau genau in dieser Haltung dem Höhleneingang entgegen, als hielte er einen Hund an der kurzen Leine.

Mariannes Sinne waren sensibilisiert worden. So nahm sie die Umgebung überdeutlich wahr. Sie sah den Fels, den unebenen Boden, aber sie nahm auch die Gerüche wahr.

Die Fackeln standen als unruhige und düstere Lichter vor der Höhle. Sie sonderten nicht nur Flammen ab, sondern auch schwarzen, irgendwo fettigen Rauch, der Marianne entgegenquoll, ihr Gesicht streifte, auch in den Mund eindrang und in ihrem Hals kratzte. Er biss in den Augen, so daß sie zu tränen begannen und den Blick der Frau verschleierten.

Der Mann hielt sie fest. Den Kopf drückte er nach unten. Es war ihm nicht genug, denn immer wieder zischte er ihr zu: „Wehr dich doch, Hexe! Los, wehr dich, verdammt! Ich würde mich freuen. Es würde mir bestimmt Spaß machen!“

Marianne gab keine Antwort. Der Weg nach draußen war kurz. Trotzdem kam er ihr lang vor, denn immer wieder dachte sie darüber nach, daß sie als Hexe bezeichnet worden war.

Die anderen Menschen im Ort dachten ähnlich. Auch wenn sie es nicht so offen zugaben. Es stimmt, daß Marianne Dinge getan hatte, die ein Arzt oder Bader hätte verzweifeln lassen. So war es ihr gelungen, einige Menschen von schlimmen Krankheiten zu heilen. Sogar Aussätzigen hatte sie das normale Aussehen zurückgegeben. Sie sah sich deshalb nicht als Hexe an. Es steckte ein altes Wissen in ihr, das einfach angeboren sein mußte. Niemals hatte sie sich dem Teufel hingegeben oder sich um die alten Beschwörungen gekümmert. Sie war eben so geboren worden. In ihr steckte ein geheimnisvolles Erbe, über das sie selbst nicht genau Bescheid wußte. Nur manchmal spürte sie einen harten Druck an der Stirn, als wäre etwas Bestimmtes dahinter.

Der Mann schob sie nach draußen, ohne sie loszulassen. Ein Windstoß fuhr in die beiden Fackelflammen und drückte sie nicht nur nieder. Er bewegte sie auch so zur Seite, daß Hitze und Gestank das Gesicht der Frau streiften.

Harter Schnee knirschte unter ihren Füßen. Bei jedem Schritt hörte es sich für Marianne an, als würde Glas brechen. Die Kälte biss gegen ihre Haut, als wollte sie den Schweiß dort zu Eiskristallen festfrieren lassen.

Sie wurde durch die Lücke zwischen den Fackeln geführt und dann gestoppt.

„Laß sie los, Alois!“

Der kleinere Mann gehorchte.

Mühsam hob Marianne den Kopf.

„Schau nach vorn!“ sagte der Mann mit dem Hirschfänger. „Schau nur nach vorn. Noch hast du Gelegenheit, alles zu sehen. Bald wirst du ein Mittelpunkt sein.“

Marianne wußte, was der Kerl damit gemeint hatte. Am liebsten hätte sie die Augen geschlossen gehalten, doch sie überwand sich und blickte in die angegebene Richtung.

Es war ein heidnisches, makabres, aber auch schönes Bild. Vor ihr, verteilt in einem Hochtal, loderten bereits die ersten Feuer. Sprühende und tanzende Feuerinseln unter einem sternengeckten Himmel. Lichter und Schatten, die sich ständig veränderten und den Eindruck erweckten, als wären Monster aus der Tiefe des Bodens gestiegen, um nach der Natur zu greifen und sie zu zerstören.

Es waren die Feuer, die den Winter austreiben sollten. Ein sehr alter Brauch, der jedes Jahr stattfand. Dort kamen die Geister und mischten sich als verkleidete Menschen unter das Volk. Aber sie hatten keine Chance. Der Winter sollte vorbei sein, und die Dämonen der Kälte wurden in den Feuern verbrannt.

Da hingen sie dann als sorgfältig hergestellte Puppen an den Stangen, die tief in die Scheiterhaufen hineinragten, um vom Feuer zerrissen zu werden.

Das Verbrennen der Geister.

Immer wieder.

Jedes Jahr.

Keine echten Geister, Puppen, die von den Menschen sorgfältig hergestellt worden waren, um zu einem Raub der Flammen zu werden. Aber keine Menschen.

Marianne war, als hätte Alois ihre Gedanken erraten, denn er fing an zu kichern. Erst als dieses widerlich klingende Lachen vorbei war, sprach er sie an.

„Einer ist für dich, Hexe, nur für dich allein...“

Der Himmel war zum Greifen nah!

Ein Traum. Einfach unbeschreiblich. Ein Bild, das der Betrachter nur in den Bergen erlebte. Ein dunkelblaues Meer mit strahlenden Punkten, die sich ständig vermehrten, je länger Menschenaugen in den Himmel schauten und dabei immer neue Entdeckungen machten.

Das Augenpaar, das den Nachthimmel so intensiv beobachtete, gehörte einem Mann namens Harry Stahl. Auch er war fasziniert von diesem wunderbaren Bild, und der Balkon des Hotelzimmers lud nahezu dazu ein, nach draußen zu gehen und einen sehr langen Blick auf den Himmel zu werfen, bei dem selbst der fast volle und kalt wirkende Mond nicht auffiel, weil eben die Pracht der Sterne überwog.

Mitternacht war vorüber. Harry war wach geworden. Hellwach sogar. Es hatte ihn nicht mehr im Bett gehalten, und so war er nun, eingehüllt in einen Bademantel, auf den Balkon getreten, um diesen prachtvollen Anblick zu genießen.

Das kleine Hotel lag am Rande von Oberstdorf. Wer hier wohnte, bekam nichts vom Touristentrubel in der Stadt mit. Er war für sich allein und in der Lage, die Natur zu genießen. Das normale Leben lief an dieser Oase vorbei, in der der Gast noch Gast war und von freundlichem Personal umsorgt wurde.

Harrys Blick richtete sich in Richtung Süden, wo für manche Menschen die Welt praktisch beendet war, denn querstehende Berge sorgten dafür, daß niemand hindurchkam.

Es gab keine Straße. Sie endete im Kleinwalsertal, danach war Schluß. Um nach Österreich oder in die Schweiz zu gelangen, mußte ein großer Umweg gefahren werden, aber dort wollte Harry auch nicht hin. Er blieb in Oberstdorf und in diesem kleinen, aber wunderschönen und gemütlichen Hotel, in dem er sich so wohl fühlte.

Er und die Frau, die hinter ihm im Zimmer lag und schlief. Es war Dagmar Hansen, seine Kollegin und auch Partnerin, die mit ihm nach Oberstdorf gefahren war.

Wenn er es genau nahm, war es umgekehrt gewesen. Eigentlich hatte Dagmar ihn zu dieser Fahrt gedrängt und auch zu der Woche Urlaub, die beide gemeinsam verbringen wollten.

Urlaub?

Dahinter setzte Harry Stahl ein großes Fragezeichen. Er wollte daran nicht so recht glauben, denn zu bestimmt hatte Dagmar reagiert. Sie hatte unbedingt in diesen Ort fahren wollen und war nicht davon abzubringen gewesen. Als wäre jemand da, der ihr dies eingehämmert hätte.

Harry war nicht auf den Kopf gefallen. Er hatte des öfteren bei Dagmar nachgefragt und leider keine konkrete Antwort erhalten. Dabei wollte er Dagmar nicht einmal Absicht unterstellen, denn sie kam selbst nicht damit zurecht. Sie hatte einfach Urlaub machen müssen, und das in einem ganz bestimmten Ort.

In Oberstdorf!

Drei Tage waren sie jetzt hier. Noch keine lange Zeit. Sie hatten tagsüber eine wunderbare Zeit erlebt. Sie waren gewandert oder in den Ort gegangen. Sie hatten es sich einfach gut gehen lassen und ein herbstliches Wetter genossen wie es schöner einfach nicht sein konnte. Ein wolkenloser, strahlend blauer Himmel über einer Landschaft, die von mächtigen Bergen und sattgrünen Almen geprägt wurde. Dazwischen lagen die verschiedenen großen Orte ebenso wie die kleinen Seen, deren Ufer zum Verweilen einluden.

Eine wunderschöne Welt. Der perfekte Urlaub. Kühe statt Karibik, wie es so schön hieß, und Harry Stahl hätte eigentlich zufrieden sein müssen. Er war es nicht, und das lag einzig und allein an seiner Partnerin Dagmar Hansen.

Sie und er gingen den gleichen Berufen nach. Sie arbeiteten für die Regierung. Nicht für den BND, auch nicht für das BKA, einfach nur für die Regierung. Dort kümmerten sie sich um Fälle, die sehr rätselhaft waren und mit normalen Ermittlungsmethoden nicht gelöst werden konnten. Da hatten die beiden schon viele Erfahrungen sammeln können, und besonders Harry Stahl war froh gewesen, daß es letztendlich so gekommen war.

Nicht immer war es dem ehemaligen Kommissar aus Leipzig so gut gegangen. Zwar hatte er nach der Wende seinen Job zunächst behalten können, weil er kein Stasi-Mann gewesen war. Nur hatte es das Schicksal nicht eben gut mit ihm gemeint. Durch dämonische Intrigen hatte er seinen Job verloren und auf der Straße gestanden.

Gute Freunde, wie John Sinclair und Bill Conolly hatten ihm über die verdammte Durststrecke hinweggeholfen, denn der Job als Privatdetektiv hatte ihm so gut wie kein Einkommen gebracht.

Auch diese Zeit war vorbeigegangen. Das Schicksal hatte es wieder günstig mit ihm gemeint, aber auch Harry selbst hatte dazu einiges beigetragen, und so war ihm das Angebot gemacht worden, für die Regierung zu arbeiten. Er tat in Deutschland im Prinzip das gleiche wie John Sinclair in England. Er jagte hinter unerklärlichen Phänomenen her. Nur sah er sich nicht als Geisterjäger, und auch seine Vorgesetzten hätten diesen Ausdruck nie benutzt.

Wer sie waren, wußte er nicht. Ihm war nur bekannt, daß sie irgendwo in Bonn saßen. Gab es einen neuen Auftrag, wurde er telefonisch benachrichtigt oder es kam zu einem Treffen an einem neutralen Ort. Dort erfuhr Harry zwar den Namen seines Gegenübers, doch er wußte, daß es nie der richtige war.

Während eines Einsatzes hatte er auch seine Kollegin Dagmar Hansen kennen und lieben gelernt. Wobei er zugeben mußte, daß Dagmar eine besondere Frau war, denn sie besaß das Dritte Auge, und sie entstammte einer alten Rasse, den Psychonauten, denen schon vor Tausenden von Jahren das Wissen der Welt zuteil geworden war.

Dagmar war etwas Besonderes. Ein Mensch wie es ihn nur selten gab. Das alte Erbe schlummerte in ihr, und es zeigte sich hin und wieder auch deutlich nach außen hin. Deshalb glaubte Harry, daß dieser ungewöhnliche Urlaub mit ihrem Dasein als Psychonautin zusammenhing, obwohl ihm bisher die Beweise fehlten.

Dagmar hatte darauf gedrängt, nach Oberstdorf zu fahren. Sie mußte davon überzeugt gewesen sein, etwas zu entdecken, aber sie hatte sich sehr zurückgehalten.

Harry hatte ihr Fragen gestellt. Nie direkt, sondern mehr von hinten herum.

Als Antwort hatte er stets ein Achselzucken erhalten und nur einmal einen Satz. „Es ist noch nicht soweit.“

„Wird es denn kommen?“ hatte er gefragt.

Wieder hatte die Antwort nur aus dem Anheben der Schultern bestanden.

Tagsüber, wohlgernekt. In den Nächten war es anders gewesen, und sie wiederum gaben Harry Anlass zur Sorge. Er erinnerte sich daran, wie oft Dagmar erwacht war und gestöhnt hatte. Sie hatte auch hin und wieder Worte gemurmelt, doch sie waren einfach zu unverständlich für den Zuhörer gewesen.

Auf Nachfragen hatte sich Dagmar Hansen angeblich an nichts mehr erinnern können.

Allerdings hatte sie vor einigen Stunden etwas mehr über ihr Verhalten preisgegeben. Jetzt wußte Harry, daß seine Partnerin nicht unbedingt freiwillig nach Oberstdorf gefahren war. Etwas hatte sie einfach dazu gedrängt, aber Harry hatte nicht herausfinden können, was es war. Möglicherweise wußte Dagmar es selbst nicht.

Aber es drängte sich näher, das wußte er. Harry hatte es erlebt, den kurz nach dem Einschlafen hatte Dagmar des öfteren gestöhnt, als litte sie unter einem schweren Druck.

Dann war sie wieder eingeschlafen, aber ihre Reaktionen zuvor hatten dafür gesorgt, daß Harry nicht mehr schlafen konnte. Er war aufgestanden, hatte das Zimmer verlassen und stand nun auf dem Balkon, den Blick auf den einmaligen und prächtigen Sternenhimmel gerichtet, der ihm vorkam wie eine gewaltige Bühne, die weder einen Anfang noch ein Ende besaß. Es war auch nicht zu dunkel. Das Licht der Gestirne reichte aus, um eine gewisse Helligkeit zu schaffen, und es floss wie ein sanfter Schleier hinab ins Tal, wo es sich verteilte und den kantigen und dunklen Berggraten einen silbrigen Schimmer verlieh.

Harry Stahl liebte auch die Stille. Es war wirklich kaum etwas zu hören. Durch den Ort fuhr kein Auto, denn Oberstdorf war glücklicherweise verkehrsberuhigt worden. Es gab nur gewisse Straßen, die befahrbar waren, ansonsten standen die Fahrzeuge an den Rändern oder auf den Parkplätzen des Hotels oder am Strand.

Der Wind war sanft und überhaupt nicht kalt, wie man es eigentlich hätte vermuten können. Dieser Oktober war wirklich eine Pracht und verdiente den Namen Goldener Oktober.

Das Wetter sollte sich noch ein paar Tage so halten. Darüber waren die Urlauber natürlich froh, und auch Harry Stahl lebte lieber im Schein der milden Herbstsonne als bei strömendem Regen.

Er schaute noch immer zum Himmel. Es lag noch nicht lange zurück, da hatte er das auch getan. Da waren plötzlich fremde Wesen aus dem All erschienen und hatten Jagd auf Psychonautinnen gemacht, um sie zu entführen. Auch Dagmar Hansen hatten sie mitnehmen wollen, doch es war Harry Stahl und John Sinclair gemeinsam gelungen, sie vor diesem Schicksal zu bewahren. Dieses Glück hatten drei andere Psychonautinnen nicht gehabt. Jetzt fragte Harry Stahl sich, ob das Verhalten seiner Partnerin möglicherweise mit diesem anderen Fall in Zusammenhang stand.

Seine Sorgen wurden nicht weniger, und er fror plötzlich, als der Wind unter seinen Bademantel fuhr. Harry strich durch sein leicht ergrautes Haar, hob die Schultern und dachte daran, daß dieser Urlaub im Prinzip keiner war.

Etwas lauerte bereits. Er konnte nicht sagen, was es war, auch Dagmar würde ihm keine konkrete Antwort geben können, aber es würde näherkommen und sich zeigen. Davon ging er einfach aus.

Noch einen letzten Blick warf er zu diesem einmaligen und prächtigen Himmel, dann drehte er sich um und stieß die Tür des Balkons auf. Er streifte noch mit dem rechten Bein an einer Liege entlang, bevor er das Zimmer betrat und die Tür kippte, damit frische Luft in den Raum dringen konnte.

Dagmar lag im Bett und schlief. Mit einem schnellen Blick hatte Harry es festgestellt. Die Luft im Raum kam ihm warm vor. Ein Stück vor ihm lag der kurze, dunkle Flur mit dem Einbauschrank in der linken Seite. Gegenüber befand sich die Tür zum Bad.

Harry betrat es, machte Licht und trank ein Glas Wasser. Er schaute sich im Spiegel an. Nein, erholt sah er nicht aus. Die Augen wirkten müde, die Haut war nicht mehr straff gespannt; sie brauchte ebenso eine Erholung wie der gesamte Mensch.

Wieder kam ihm in den Sinn, daß Unheil lauerte. Es hielt sich im Unsichtbaren zurück, war eingeflochten in die Zukunft, doch es schwiebte näher und näher und würde irgendwann eintreffen und besonders Dagmar Hansen betreffen.

Sie schlief.

Harry hörte ihre ruhigen Atemzüge, während er auf Zehenspitzen zu seiner Bettseite ging und sich dort niedersetzte. Von ihrem Bett aus konnte sie geradewegs durch das breite Fenster auf die Berge schauen, die sowohl am Tage als auch in der Nacht einen majestätischen Anblick boten, als wären ihre Umrisse mit scharfen Pinselstrichen gezeichnet.

Harry zog seine Slipper von den nackten Füßen. Danach ließ er sich zurückfallen, blieb auf dem Rücken liegen und streckte die Beine aus. Sein Hinterkopf versank im Kissen, und den Blick richtete er auf die Zimmerdecke. Sie malte sich wie ein graues Stück Himmel über ihm ab. Schlafen konnte er nicht. Statt dessen dachte er nach, er war einfach zu hellwach geworden. Wahrscheinlich hätte er nicht auf den Balkon gehen sollen, doch es war einfach müßig, darüber nachzudenken, denn es brachte nichts. Er hatte es getan und mußte damit fertig werden.

Nach einer Weile drehte er seinen Kopf nach links und schielte dabei auch in diese Richtung.

Dagmar lag im Nebenbett ebenfalls auf dem Rücken. Im sehr schwachen Licht des Zimmers zeichnete sich ihr Profil deutlich ab. Die hohe Stirn, die gerade Nase, das Kinn, die sanfte Linie des Halses bis hin zum Brustbein, über dem der halbkreisförmige Ausschnitt des Nachthemds lag. Der Kopf war umgeben von einer wahren Haarflut, die kaum von einer Bürste gebändigt werden konnte.

Es gab wohl nur wenige Menschen, die mit derartig dichten und dazu noch naturroten Haaren gesegnet waren wie Dagmar Hansen. Zu dieser Farbe passten auch die Sommersprossen auf der blassen Haut. Dagmar gehörte zu den Menschen, die aufgrund ihrer Haut nicht unbedingt in die Sonne gehen sollten, und daran hielt sie sich auch.

Sie atmete ruhig.

Das freute Harry. Wahrscheinlich wurde sie nicht mehr von den Vorahnungen oder Träumen verfolgt wie in den vergangenen Nächten, aber er konnte auch nicht glauben, daß es unbedingt vorbei war. Deshalb blieb er mißtrauisch und wach.

Harry Stahl kannte diesen Zustand. Da liegt man im Bett und wartete darauf, daß irgend etwas geschieht. Da wird die Zeit dann lang. Da dehnen sich die Sekunden. Da schienen sie aneinander zu kleben und sich nur langsam zu lösen. Obwohl man im Prinzip nicht wollte, daß etwas passierte, war man doch enttäuscht, wenn nichts geschah, und irgendwann würde der unruhige Schlaf die Oberhand gewinnen.

Nicht bei Harry.

Er hörte etwas. Sofort war er angespannt, entspannte sich allerdings wieder, denn dieses Geräusch war normal. Irgendwo im Haus war jemand zur Toilette gegangen. Er hatte das Rauschen der Wasserspülung gehört.

Harry blieb wach, obwohl wieder Stille eingetreten war. Er hörte, wie sich Dagmar neben ihm bewegte und drehte leicht den Kopf. Sie hatte sich nur etwas zur linken Seite gelegt, als wollte sie durch das Fenster in die sterlenklare Nacht schauen.

Ansonsten blieb es still.

Nicht für Harry. Seine Unruhe steigerte sich. Er hörte es auch an seinen Atemzügen. Irgendwie spürte er einen seltsamen Druck auf seinem Brustkorb. Er konnte sich nicht erklären, wieso und warum dieser Druck entstanden war. Er war einfach vorhanden, und Harry mußte eben mit ihm leben.

Im Mund lag ein schlechter Geschmack. Warum er schwitzte, wußte er selbst nicht. Der Stoff des himmelblauen Schlafanzugs klebte an seinem Körper. Auf einmal hatte er das Gefühl, nicht mehr liegen bleiben zu können, deshalb richtete er sich auf und drehte den Kopf, um aus dem Fenster zu schauen.

Der Himmel hatte sich nicht verändert. Nach wie vor zeigte er seine glänzende Pracht, und er stand hoch über den Bergen wie eine gewaltige und eingefrorene Flut.

Rascheln an der linken Seite.

Harry drehte den Kopf.

Dagmar bewegte sich. Nicht so ruhig wie es eine Schlafende getan hätte. Sie wirkte wie jemand, der kurz davor stand, wieder wach zu werden. Irgend etwas mußte sie stark beschäftigen oder quälen. Trotz der Dunkelheit entdeckte Harry den Schweißfilm auf der Stirn und dem übrigen Gesicht seiner Partnerin.

Träume - heftige Träume. Möglicherweise auch Alpträume. Und Harry fühlte sich so hilflos, weil er Dagmar einfach nicht helfen konnte. Da mußte sie selbst durch. Sie musste ihre Träume erleben und dem Unterbewusstsein freie Bahn lassen.

Als sie leise aufschrie, schrak auch Harry Stahl zusammen. Er saß auf dem Bett und hatte sich zur linken Seite hin gedreht, um Dagmar beobachten zu können.

Sie schlief nicht mehr, sie war auch nicht wach. Die Haut auf ihrem Gesicht zuckte, ihre Augenlider flatterten, die Lippen standen ebenfalls leicht offen, und zwischen ihren beiden Zahnreihen drangen leise Stöhnläute hervor.

Harry wollte wissen, was geschehen war, und hatte vor, sie an der Schulter anzufassen, aber Dagmar machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Urplötzlich öffnete sie die Augen, starrte ihn an und zugleich durch Harry hindurch.

Auch er hatte keinen Blick für ihre normalen Augen, denn auf ihrer Stirn zeichnete sich plötzlich der rötliche Umriß des dritten Auges der Psychonautin ab...

Harry Stahl hielt den Atem an. Er befand sich in einem Zustand, in dem er nicht einmal denken wollte. Es war ihm nicht möglich, nachzuvollziehen, was mit Dagmar Hansen genau geschehen war. Schließlich konnte er nicht in ihre Gefühlswelt oder in ihr

Unterbewusstsein hineinkriechen, doch das Zustandekommen des rätselhaften dritten Auges war für einen Mann wie ihn Warnung genug.

Vieleicht der erste Weg zum Ziel?

Er hielt seine Fragen zurück, die sich automatisch aufgebaut hatten, und wartete einfach nur ab, was die nächsten Minuten bringen würden. Etwas mußte einfach passieren, das stand fest. Das Zeichen erschien nicht grundlos. Eine fremde Macht oder Kraft hatte plötzlich die Kontrolle über Dagmar bekommen, und sie hing auch mit ihr selbst zusammen, mit ihrer Vergangenheit, das stand fest.

An die Rückkehr irgendwelcher UFOs wollte Stahl nicht glauben. Das hier war etwas ganz anderes, und es konnte Dagmar durchaus sehr persönlich betreffen.

Sie hielt die Augen nicht mehr geschlossen. Dabei erwischte der rötlichgelbe Schein des dritten Auges auf der Stirn auch die beiden normalen und malte die Pupillen leicht rötlich an.

Dagmar bewegte ihre Lippen. Sie wollte etwas sagen. Es war ein innerer Zwang, der sie dazu trieb.

Harry senkte den Kopf. „Bitte, Dagmar, bitte...“

Sie sprach. Er hörte ihre Stimme. Er spürte ihren Atem. „Tod... Feuer... brennen...“

Harry runzelte die Stirn. Mit dieser Aussage hätte er nicht gerechnet. Er fragte sich sofort, was Dagmar damit gemeint haben könnte. War es nur ein normaler Traum gewesen, der sich um diese Dinge gedreht hatte, oder steckte etwas anderes dahinter? Ein Wahrtraum, eine Botschaft oder ähnliche Dinge.

Das Auge glühte. Mit jedem Wort, das aus Dagmars Mund gedrungen war, hatte seine Farbe zugenommen. Harry ging davon aus, daß ihre Worte durchaus etwas mit ihrem Schicksal zu tun hatten, unter dem sie manchmal sehr stark litt.

Sie bewegte ihre Arme. Unkontrolliert rutschten sie über die Bettdecke hinweg, als suchten sie ein Ziel und hatten es schließlich in Harry Stahl gefunden.

An seinen Schultern klammerte sie die Finger fest. Sie wollte ihren Freund zu sich heranziehen. Sie starrte ihn an, und das dritte Auge leuchtete so stark, als wäre es mit Flammen gefüllt.

„Was ist denn, Dagmar?“

„Sie stirbt!“

„Wer stirbt?“

„Die Frau!“

„Wo?“

„Ich sehe es!“ keuchte Dagmar.

„Wo kannst du es sehen?“

„Nicht hier...“

„Das weiß ich. Aber irgendwo muß es sein. Verstehst du das nicht? Ich kann es nicht sehen, nur du.“

Dagmar öffnete ihren Mund. Sie verzerrte ihn dabei so sehr, daß sie wie ein Monster wirkte. „Es ist nicht jetzt. Es ist auch nicht hier. Es liegt schon länger zurück...“

„In der Vergangenheit?“

„Ja, ja!“ stieß sie hervor und nickte dazu. „In der Vergangenheit. Aber weit zurück.“

„Was siehst du, Dagmar?“

Sie gab keine Antwort. Für einen Moment entspannte sie sich. Das Gesicht bekam wieder seinen normalen Ausdruck, auch wenn der Schweiß noch dick auf den Wangen klebte.

Harry Stahl sah etwas anderes. Sein Blick wurde von ihren normalen Augen angezogen. In ihnen stand etwas zu lesen, das ihm Furcht einjagte. Es war die blanke Angst. Die Angst nicht um sich, sondern um die Person, die es eigentlich anging und die tief in der Vergangenheit ihre Existenz gehabt haben mußte.

„Jetzt, Harry, jetzt...“ Wieder redete sie hastig. Ein Wort wollte das andere überholen. Sie bewegte ihren Kopf so heftig von links nach rechts, daß ihr Auge auf der Stirn seine klaren Umrisse verlor und allmählich verwischte.

Der Schrei zerriß beinahe das Trommelfell des Mannes. Er war nur kurz, aber sehr schrill, und er hörte auch schnell auf. Die folgenden Worte waren schlimmer, viel schlimmer, denn Dagmar flüsterte nur: „Großer Gott - sie brennt, sie brennt...“

Wie ein Tier war Marianne von den beiden Männern durch den Schnee getrieben worden. Sie war nicht warm genug angezogen, und die Kälte biss durch ihre Kleidung. Zudem wehte in dieser Höhe ein scharfer Wind, der ihr Glasscherben ins Gesicht zu streuen schien. An besonders freiliegenden Stellen schleuderte er die Eiskristalle in die Höhe und ließ so etwas wie staubige Eiswolken entstehen, die sich tanzend über die hang abwärts gleitende Fläche drehten.

Der Schnee lag nie gleich hoch. An manchen Stellen war er nicht gefroren und bildete nur eine weiche, tückisch aussehende Decke, die Sicherheit nur vortäuschte. Das hatte Marianne des öfteren zu spüren bekommen. Da war sie immer wieder mit dem einen oder anderen Fuß eingesunken und bis zur Hüfte im Schnee steckengeblieben.

Den beiden Kerlen dauerte es zu lange. Sie gingen brutal vor und zerrten die Frau jedes Mal aus dem Schneeloch hervor. Danach erwischten sie die Stöße, die sie weitertrieben. Immer hang abwärts, dem Ziel entgegen, wo die Feuer loderten, deren Flammen die Geister des Winters vertreiben sollten.

Doch der Winter war noch da.

Gerade jetzt in dieser Nacht im Februar. Er war brutal. Er war eisig, und er umklammerte Marianne mit seinen kalten Schwingen. An ihrer Kleidung klebte der Schnee ebenso wie auf dem Gesicht. Dort war die Haut schon so kalt geworden, daß die Kristalle kaum noch wegtauten, wenn sie sich einmal festgebissen hatten.

Schläge gegen den Rücken trieben sie weiter. Es gab kein Pardon. Ihr Schicksal war besiegelt. Sie wollte weg. Sie würde bis hin zu den Feuern geschafft werden, um dort zu lodern.

Aber der Weg führte nicht mehr in ihre Richtung. Marianne fiel es mehr zufällig auf, als sie den Kopf drehte und dabei feststellte, daß die normalen Feuer rechts liegen blieben, wobei sie neue Nahrung bekommen hatten und immer höher wuchsen.

Sie standen wie breite, von Funken umsprühte Glutsäulen auf der hellen Schneefläche und breiteten ihren Schein so weit aus, daß auch die Menschen erfaßt werden konnten, die sich nahe der Feuer aufhielten. Sie waren gekommen, um die Geister auszutreiben. Mit Schellen, Trommeln und unter Masken versteckt, umtanzten sie die Feuer. Manche schlügen mit langen Peitschen in die Flammen hinein und sorgten für einen erneuten Regen aus roten Funkeln.

Ein Feuer loderte besonders hoch auf. Es malte sich auch von den anderen ab, denn dort hatte man einen regelrechten Scheiterhaufen errichtet. Ein Viereck, aus dem der Pfahl hochragte. An ihm war eine Gestalt gebunden worden. Die berühmte Winterhexe, der durch die Flammen der Garaus gemacht werden sollte.

Eine Hexe aus Stroh, Lumpen und Reisig, kein lebendiger Mensch, alles nur Ritual und Folklore.

„Weiter!“

Der Schlag erwischte Marianne an der Hüfte und schleuderte sie wieder zu Boden.

Sie hatte einfach zu lange dorthin geschaut, wo die künstliche Hexe brannte. Es waren ihr auch die entsprechenden Gedanken durch den Kopf gezuckt, die allerdings nicht mehr die künstliche Hexe betrafen, sondern sie selbst.

Der Schnee war bitterkalt. Er kratzte in ihr Gesicht. Er war durch den Frost zu hart geworden, und sie hatte Mühe, sich wieder daraus zu befreien.

Das Lachen der Hundesöhne trieb sie hoch. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als weiterzulaufen. Immer talwärts. Vorbei an den schneedeckten Felsen, durch Rinnen hinweg, die wie Rutschbahnen wirkten und sie nach unten zerrten.

Schon sehr bald sah sie keine Flammen mehr, weil ihr der Blick auf sie einfach entzogen wurde. Nur der Widerschein zwischen Himmel und Erde erinnerte sie noch daran, daß die Feuer brannten.

Die Frau wurde um eine breite Felsnase herumgetrieben. Vor ihr lag ein langer Südhang, der bis hinein ins Tal führte. In den letzten Tagen war es hin und wieder zu einer kräftigen Sonneneinstrahlung gekommen, und das hatte der Schnee auf diesem Hang zu spüren bekommen. An zahlreichen Stellen war er schon weggetaut. So war das Gras zum Vorschein gekommen, das in der Dunkelheit wirkte wie eine finstere Rutschbahn, die allerdings dort endete, wo sich etwas Dunkles, Buckliges aufbaute, und aus dessen Mitte ein kräftiger Pfahl hervorragte.

Der Scheiterhaufen!

Als Marianne ihn sah, traf sie der Schock. Sie konnte einfach nicht mehr. Sie blieb stehen, und wie von selbst löste sich der Schrei aus ihrem Mund.

Hinter ihrem Rücken hörte sie das heftige Atmen der beiden Männer. Es waren ihre Mörder, ihre Henker. Sie würden keine Gnade kennen, denn diesen Scheiterhaufen hatten sie für sie errichtet.

Obwohl ihre Haut kalt war, spürte sie die Kälte des Hirschfängers an ihrer Kehle. Die Stimme klang dicht neben ihrem rechten Ohr auf. „Der ist für dich...“

Marianne gab keine Antwort. Sie wußte jetzt, daß sie am Ende ihres Weges angelangt war und daß sie vieles falsch gemacht hatte. Sie hätte längst fliehen können, sich durchschlagen bis Ulm oder noch weiter nördlich, aber sie hatte es nicht getan.

„Du hast die Menschen lange genug gequält und zum Narren gehalten!“ wurde ihr gesagt, und wieder erhielt sie einen Schlag gegen den Rücken, der sie vorantrieb.

Alois war schon vorgegangen. Mit weit ausladenden Armbewegungen wühlte er sich durch das aufgetürmte Reisigholz, um die Mitte des Scheiterhaufens zu erreichen. Wie ein Matrose auf schwerer See umklammerte er den Pfahl und schickte den beiden anderen sein hässliches Lachen entgegen.

Der vom Schnee befreite Hang war naß und entsprechend rutschig. Marianne hatte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht. Ein paar Mal fiel sie auf den Hosenboden, um sich danach schnell wieder aufzuraffen, denn sie wollte weitere Tritte vermeiden.

Alois winkte ihr zu. Er sah aus wie ein dunkler, hässlicher, fetter Zwerg, wie er da stand und den Pfahl umklammert hielt. „Los, schneller, wir wollen dich brennen sehen, Hexe!“

„Ich bin keine Hexe!“ brüllte Marianne ihm entgegen.

Beide Männer lachten sie nur aus. Niemand glaubte ihr. Da konnte sie Stein und Bein schwören. Sie hätte sich im Ort zurückhalten sollen, aber sie hatte geholfen ohne Rücksicht und Ansehen auf die Person der Leidenden.

Das hatte einigen Leuten nicht gepasst, denn auch der Pfarrer hatte ihr skeptisch gegenübergestanden. Möglicherweise hatte er sogar diese Bestrafung gefordert.

Marianne stolperte über einen kleinen Graben dicht vor dem aufgetürmten Reisig. Sie fiel hin, und das harte Holz kratzte über ihr malträtiertes Gesicht, in dem rote Streifen zurückblieben.

Eine harte Hand zerrte sie hoch. Drehte sie dann um. Der Mann mit dem Hirschfänger starre sie an. Sein Blick war wie Eis. In seinen Pupillen lag keine Spur von Gefühl.

„Jetzt bist du dran!“

Marianne sagte nichts. Sie wirkte wie erstarrt. Sie ließ alles mit sich machen und wehrte sich auch nicht, als sie durch die Mauer aus Reisig getrieben wurde.

Das Ziel war der Pfahl.

Dort wartete Alois. Er rieb seine Hände, als er Marianne sah und faßte schnell zu, als sein Freund ihm die Frau entgegenstieß. Im Würgegriff hielt Alois die Hexe fest und zerrte sie so auf den Pfahl zu, an den er sie drückte.

„Bleib nur stehen...“

Marianne gehorchte. Sie konnte nicht mehr anders. Ihr Widerstand war gebrochen. So ließ sie es auch mit sich geschehen, daß Alois einen Strick um sie wickelte, als wollte er ein Paket verschnüren. Er wickelte den Strick von den Beinen her in die Höhe und zerrte ihn zum Schluß sogar um ihren Hals, so daß ihr die Luft knapp wurde.

Hinter ihrem Rücken knotete er einige Enden zusammen und war mit seiner Arbeit sehr zufrieden, was er durch ein kräftiges Schnaufen bekannt gab.

Marianne ließ alles mit sich geschehen. Sich zu wehren, hatte keinen Sinn. Sie war äußerlich in eine gewisse Apathie gesunken, doch in ihrem Innern hatte sich im Gegensatz dazu etwas aufgebaut, mit dem sie nicht zurechtkam.

Es war ein Quell der Kraft und zugleich eine geisterhafte Botschaft, die ihr Mut machen wollte. Marianne war davon zu sehr überrascht worden, um damit zurechtzukommen. Außerdem lenkte sie die Bewegungen der beiden Männer vor dem Scheiterhaufen zu sehr ab.

Sie gingen hin und her. Sie sprachen miteinander. Wortfetzen drangen über das Reisig hinweg an die Ohren der Frau, die etwas von Feuer und Flammen hörte.

Gleichzeitig merkte sie einen bestimmten Druck hinter ihrer Stirn. Er konzentrierte sich auch auf eine bestimmte Stelle, als hätte sich ein Schmerz genau dorthin verirrt.

Sie kam damit nicht zurecht. Sie hätte Zeit haben müssen, um länger darüber nachzudenken, aber der Druck blieb, und sie identifizierte ihn schließlich als die Botschaft, die ihr geschickt worden war.

Nein, keine Stimmen, etwas anderes.

Eine Hoffnung!

Ja, eine Hoffnung für später, falls es für sie ein Später überhaupt noch gab.

Ihre Gedanken verwehten, denn sie wurde durch das Feuer abgelenkt. Die beiden Männer hatten sich Fackeln besorgt und sie angezündet. Wie Schwerter schwenkten sie ihre Feuerlanzen durch die Luft, dann drehten sie die Fackeln im Kreis, nahmen noch einmal Anlauf und schleuderten sie auf den Scheiterhaufen zu.

Sie begleiteten den Weg der Fackeln mit ihren Schreien und schauten gebannt zu, wie die Flammenstäbe in den Wall aus Reisig hineinfielen. Das Zeug war trocken. Es hatte darauf gewartet, Feuer zu bekommen, denn innerhalb kürzester Zeit stand es in Flammen.

Marianne war sehr hart an den Pfahl festgebunden worden. Auch wenn sie zerrte und sich bemühte, sie schaffte es nicht, die Fesseln zu lockern. Selbst der Pfahl bewegte sich nicht. Er war einfach zu fest in den Boden hineingerammt worden.

Das Feuer fraß sich schnell weiter. Es war wie ein Zellgewebe, das sich innerhalb kürzester Zeit immer wieder teilen und mehrfach ausbreiten konnte. Es huschte nach vorn, nach rechts und links, und es flackerte auch in die Höhe.

Da bildeten die Flammen lange Arme mit zuckenden Spitzen, als wären sie die scharfgezackten Kämme irgendwelcher Fabeltiere, die sich aus dem Schattenreich gelöst hatten.

Qualm und Hitze trafen die Frau!

Der Rauch nahm ihr den Atem. Und sie wäre sogar erstickt, hätte der Wind nicht hin und wieder ein Einsehen gehabt und den Rauch so vertrieben, daß ihr Blick ab und zu frei wurde, so daß sie ihre beiden Henker sehen konnte, die als Zuschauer vor dem Scheiterhaufen standen.

Sie hatten ihren Spaß. Sie lachten nicht nur, sie winkten der Gefesselten sogar noch zu. Es war für die Männer das höchste, die Hexe brennen zu sehen. Das würde ihnen im Ort mehr Achtung einbringen, und der Blutlohn, den sie für diese Tat bekamen, war auch nicht schlecht.

Die Flammen fanden immer mehr Nahrung. Sie huschten nach vorn, und das trockene Reisigholz brannte wie Zunder.

Marianne hörte das Knistern und das Knacken der Äste. Sie sah die Funken, die immer wieder in die Höhe stoben, vom Wind erfaßt wurden und auch gegen ihr Gesicht und ihren Körper schleuderten, wo sie auf die Haut prallten wie heißer Hagel.

Der Tod war nicht aufzuhalten. Die Hitze nahm einen unerträglichen Grad an, als die ersten Flammen ihre Füße umzüngelten. Sie schnappten höher, sie griffen nach der Kleidung und wurden zu langen, fahnenaartigen Schleibern, die sich nicht mehr stoppen ließen.

Marianne war ein Mensch.

Und ein Mensch spürt Schmerzen.

Sie schrie.

Sie schrie so laut sie konnte, und ihre Schreie übertönten selbst das laute Prasseln des Feuers...

Alois und sein Kumpan schauten gebannt zu, wie sich das Feuer ausbreitete. Es machte sie froh, es trieb die Spannung noch stärker in ihnen hoch, und ihre Augen waren wie vier grausame Spiegel, die in die Welt blickten.

Sie hatten ihre Freude, denn ihnen war es gelungen, die Hexe zu finden und sie zu bestrafen.

Alois kaute auf seiner Unterlippen, bis er Blut schmeckte. Seine Nase lief. Er wischte den Schleim mit dem Jackenärmel weg. Der Feuerschein hatte auf seinem Gesicht ein rotes, flackerndes Leuchten hinterlassen. Der offene Mund darin sah aus wie der Eingang zu einer tiefen Höhle.

„Gleich brennt sie, Hugo.“

Der Mann mit dem Hirschfänger nickte.

„Und wir sind reicher.“

„Klar“, sagte Hugo.

„Willst du so lange bleiben, bis alles vorbei ist?“ fragte Alois.

Hugo gab zunächst keine Antwort. Ihm war Rauch in den Mund gedrungen, und er mußte husten. Dann brachte er die Worte stockend hervor. „Ja, bis zum Ende. So lange, bis der Körper nur noch als verkohlter Fetzen dort hängt.“

„Das ist gut, sehr gut...“

Sie schwiegen, denn der Rauch, der auch gegen sie wehte, beeinträchtigte sie zu stark. Wenn sie jetzt sprachen, war es mehr ein Husten, und sie mußten dem Feuer immer häufiger den Rücken zudrehen.

Dann hörten sie die Schreie.

Sie rissen die beiden Männer wieder herum. Außerdem hatten sie Glück. Der Wind blies günstig in das Feuer hinein und den Rauch von ihnen weg, so daß sie alles sehen konnten.

Beide staunten.

Es war für sie ein herrliches Bild. Inmitten eines Regens aus Funken ragte der Pfahl mit dem angebundenen Körper in die Höhe. Die Flammen hatten sich jetzt mehr ins Zentrum vorgearbeitet, denn das umliegende Reisigholz war von ihnen bereits zerfressen worden.

Im Zentrum stand Marianne!

Sie brannte lichterloh.

Das Feuer war mit seinen Zungen an ihr in die Höhe gesprungen und hatte ihr ein zweites Kleid gegeben. Es verbrannte und umtanzte sie zugleich. Ihre Schreie drangen aus dem Flammeninferno und hätten bei jedem normalen Menschen Mitleid erzeugt. Nicht aber bei den beiden Männern, denn ihre Herzen waren aus Stein.

„Ja, sie brennt!“ flüsterte Hugo. „Endlich...“

Noch einmal schrie die angebliche Hexe. Sie bäumte sich in ihren Fesseln auf, denn sie waren von den Flammen noch nicht zerstört worden. Der Pfahl bewegte sich plötzlich, weil Marianne mit einer schon übermenschlichen Kraft dagegen gedrückt hatte.

Es war ihre letzte Aktion gewesen. Erneut blies der Wind in das Feuer hinein und trieb die Flammen noch weiter hoch, so daß sie über der Frau zusammenfielen.

Ihr Kopf, ihre Haare, alles war jetzt erfaßt worden und brannte. Gelbe und rote Farben durchtanzten die dunklen Reflexe des Flammenlichts und gaben den beiden Männern eine recht gute Sicht auf die angebliche Hexe.

Sie konnten genau sehen wie sie brannte. Und sie erlebten, wie mächtig dieses Feuer war. Es verbrannte die Gefesselte nicht nur, es verkohlte ihre Haut.

Der Anblick war einfach schlimm, aber die beiden Peiniger blieben stehen und schauten zu wie Personen, die ihn einfach genießen wollten. Ihre Gesichter zeigten einen wilden Glanz. Das Lächeln auf den Lippen wirkte so unecht wie bei irgendwelchen Brunnenfiguren. Die Augen strahlten. Dabei war es nur der Widerschein des Feuers, der sich in ihren Pupillen abzeichnete.

Der Körper verkohlte immer stärker. Die Haut schrumpfte zusammen, und auch das Gesicht war mittlerweile zu einem schwarzgrauen Klumpen geworden. Selbst das Weiße in den Augen war nicht zu sehen, dafür aber geschah etwas anderes.

Alois und Hugo mußten es mit ansehen. Sie konnten einfach nicht anders, aber sie waren zu überrascht, um sich wegen dieses Phänomens überhaupt Gedanken zu machen.

Auf der schwarzen verbrannten Stirnhaut glänzte ein feuriger Kreis. Das heißt, er sah zuerst wie ein Kreis aus. Bei genauem Hinsehen allerdings stellten sie fest, daß er eine andere Form besaß und mehr einem großen Auge glich.

Ein Flammenauge!

Nicht unbedingt dem Feuer anzulasten, denn die eigentlichen Flammen zogen sich seltsamerweise aus der unmittelbaren Umgebung des Schädel zurück.

Nur dieses Feuerauge blieb, und es strahlte auf wie eine rote Sonne, deren Strahl über den Scheiterhaufen hinwegglitt und sich auf dem Boden außerhalb abmalte.

„Zauberei!“ keuchte Alois und fand Halt am Arm seines Partners. „Das ist Zauberei, Hexerei und Spuk! Verdammtd, der Teufel hat uns ein Zeichen geschickt. Weg!“

Er brauchte das letzte Wort nicht mehr zu wiederholen, denn auch Hugo spürte die Angst, die ihn plötzlich überkommen hatte. Er konnte nicht mehr hinschauen, deshalb drehte er sich ebenso hastig um wie sein Kumpan. Noch in der Bewegung bekamen sie mit, was mit der Hexe letztendlich noch passierte.

Urplötzlich knickte der verbrannte Kopf mit dem roten Augen nach vorn und löste sich vom Rumpf.

Er fiel nach unten, in die verbrannten Reste des Reisigs hinein. Letzte Funken stoben in die Höhe, dann war es vorbei.

Und zwei Mörder verließen fluchtartig den Tatort...

„Sie brennt! Sie brennt!“ Immer wieder hatte Dagmar Hansen die Worte wiederholt. Ihre Stimme hatte dabei unterschiedliche Lautstärken angenommen.

Zuerst war sie schrill gewesen, mit dem Gefühl der Panik erfüllt, dann war sie leiser geworden und schließlich in einem flüsternden Schluchzen versickert.

Jetzt lag sie auf dem Rücken und atmete nur noch heftig. Ihr gesamter Körper bewegte sich dabei. Nicht nur der Kopf hob sich, auch der Oberkörper machte diese Bewegungen mit. Der Atem schaufelte nur so aus ihrem Mund, während das dritte Auge auf der Stirn verblasst war.

Harry Stahl ließ seine Freundin in Ruhe. Er drehte sich um und rutschte zu seiner Bettkante hin. Dann schaltete er die Nachttischlampe ein, dessen weiches Licht die Dunkelheit des Zimmers einigermaßen vertrieb. Danach wandte er sich wieder an Dagmar.

Sie lag jetzt stiller. Im Licht konnte Harry erkennen, was sie durchlitten hatte. Auf ihrem Körper klebte der Schweiß, und auch die Haarsträhnen waren durch den Schweiß dunkel geworden. Sie klebten auf der Stirn, als wären sie angeleimt worden.

Harry umfasste Dagmars rechte Hand und hob sie ein wenig an. Auch jetzt spürte er ihr starkes Zittern. Sie litt noch immer unter den Dingen, die sie gesehen hatte.

Natürlich war auch er gespannt darauf, nur hütete er sich, ihr jetzt die entsprechenden Fragen zu stellen. Dagmar sollte erst ruhiger werden.

„Möchtest du etwas trinken?“

„Ja - bitte.“

Auf der Konsole mit der Minibar stand eine schon angebrochene Flasche mit Mineralwasser, daneben ein Glas, das Harry Stahl bis knapp zur Hälfte füllte.

Dagmar hatte ihm dabei zugeschaut und sich aufgesetzt, das Kopfkissen als Stütze im Rücken. Sie sah Harry zwar an, in Wirklichkeit war sie jedoch weit, weit weg. Der Blick war nach innen und zugleich in die Ferne gerichtet.

Als Harry ihr das Glas reichte, umfasste sie es mit beiden Händen und schenkte ihrem Freund ein knappes Lächeln. „Ich bin froh, daß du bei mir bist, Harry.“

„Klar, wir gehören doch zusammen. Trink erst mal - okay?“

„Ja, natürlich.“ Sie trank langsam.

Harry Stahl, der sie dabei beobachtete, stellte fest, daß der nachdenkliche und auch irgendwie versunkene Ausdruck in ihren Augen noch nicht verschwunden war. Weiterhin grübelte sie über die Dinge nach, die nur sie gesehen hatte, und strich dann über ihr Gesicht, nachdem Harry ihr das Glas aus den Händen genommen hatte. Er stellte das leere Gefäß auf den Nachttisch.

„Es ist jetzt vorbei“, erklärte Dagmar. „Aber es ist noch nicht beendet, verstehst du?“

Er nahm wieder ihre Hand. Das Zittern war nicht mehr so stark, was ihn freute. „Ja, irgendwo kann ich dich schon begreifen, Dagmar, nur ganz komme ich damit nicht zurecht.“

„Das kann dir niemand verdenken.“ Da er nahe genug bei ihr saß, konnte Dagmar sein Gesicht streicheln.

Es tat auch Harry gut, und er sagte leise: „Darf ich dir einige Fragen stellen?“

„Ich warte darauf.“

Er winkte ab. „Ach, hör auf, bitte. Vergessen wir mal unser halbes Polizistendasein. Du hast etwas Schreckliches gesehen, das steht fest, das habe ich auch aus deinem Mund gehört. Jemand hat gebrannt. Eine Frau, denn du hast diese Person als eine *Sie* bezeichnet.“

„Das ist richtig. Es war eine Frau.“

Harry räusperte sich. „Sie ist durch ein Feuer umgekommen, Dagmar. Kannst du denn sagen, wo es gebrannt hat? Hier in Oberstdorf oder...“

„Entschuldige, daß ich dich unterbreche, aber so einfach liegen die Dinge nicht. Es hat gebrannt, und die Frau ist auch verbrannt. Doch nicht hier in Oberstdorf und in einem Haus...“

„Ach.“

„Du mußt umdenken, Harry“, sprach sie weiter. „Der Tod erwischte die Frau ganz woanders. Auf einem -“, sie betonte beim letzten Wort beinahe jeden Buchstaben, „- Scheiterhaufen...“

„Was?“ Harry wäre beinahe zurückgezuckt und aufgesprungen. „Scheiterhaufen, sagst du?“

„Ja, du hast mich schon verstanden.“

Jetzt sprang er wirklich auf und wies mit beiden Händen zum Fenster hinaus in die Dunkelheit. „Aber wo sollen denn hier Scheiterhaufen brennen, Dagmar?“

„Ruhig, ruhig, bitte. Hier nicht. Setz dich wieder, Harry, bitte.“

„Wie du meinst.“

Für einen Moment senkte Dagmar Hansen den Kopf. Sie wirkte wie jemand, der nach den richtigen Worten sucht. „Ich brauche dir nicht erst groß zu erklären, daß ich eine Psychonautin bin, aber ich wiederhole es trotzdem noch einmal. Ich habe nun eine bestimmte Gabe oder auch nicht. So genau kann ich die Kräfte selbst nicht einschätzen. Aber ich weiß, daß Psychonauten untereinander Kontakt aufnehmen können und jetzt sogar über eine große Entfernung hinweg. Diese Frau ist auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Das passierte nicht in unserer Zeit. Es geschah in der Vergangenheit, und zwar hier in der Nähe. Man hat sie verbrannt wie eine Hexe, aber sie war keine Hexe.“

„Woher willst du das wissen?“

Dagmar gab die Antwort leise, aber durchaus verständlich. „Weil sie zu meiner Gruppe gehörte.“

Das mußte Harry erst einmal schlucken. „Du meinst, man hat eine Psychonautin auf den Scheiterhaufen gestellt?“

„Ja, Harry. Auf den Scheiterhaufen gestellt und auch verbrannt. Und es ist nicht in der heutigen Zeit geschehen, sondern in der Vergangenheit, wie ich dir schon gesagt habe.“

Stahl schwieg. Er mußte die Erklärung erst verdauen. Das klappte am besten, wenn er durch das Fenster nach draußen in den Nachthimmel schaute. Er sah die prächtigen Gestirne, aber er sah sie trotzdem nicht, denn sein Blick verlor sich ebenso wie seine Gedanken. Nicht daß er an den Worten seiner Partnerin gezweifelt hätte, er kam nur nicht damit zurecht, wie es möglich war, daß sie einen Vorgang erahnt, geträumt oder wie auch immer erlebt hatte, der schon so lange zurücklag und eigentlich hätte vergessen sein müssen. Da war bei ihm der Knackpunkt. Vor allen Dingen war das Wort „vergessen“ wichtig.

Etwas war geschehen, lag eben lange zurück, es war vergessen worden, aber es hatte sich in Dagmars Träumen oder Vorstellungen wiederholt. Dafür konnte er keine Erklärung geben.

Warum? Es gab einen Grund. Dagmar kannte ihn möglicherweise. Deshalb hatte sie ihn auch dazu gedrängt, mit ihr einige Tage Urlaub in Oberstdorf zu machen.

Er drehte sich wieder um und sah augenblicklich Dagmars prüfenden Blick auf sich gerichtet. Seine feuchten Handflächen wischte er an seiner Schlafanzughose ab, bevor er sich wieder auf die Bettkante setzte. „Du kannst mich auslachen, Dagmar, ich sehe keinen Zusammenhang. Ich weiß nicht, vor wie vielen Jahren hier die letzte Hexe verbrannt wurde. Gut, es mag geschehen sein, es mag auch eine Psychonautin gewesen sein. Möglicherweise ist man mit ihr und ihrem Aussehen nicht zurechtgekommen und hat sie deshalb auf den Scheiterhaufen gestellt, aber daß du dermaßen stark davon beeinflußt worden bist, ist für mich wirklich nicht zu erklären.“

Sie nickte. Jetzt war es Dagmar, die Harrys Hand nahm. „Es ist auch schwer zu begreifen, Harry. Ich habe darüber nachgedacht und auch über die Gründe, die mich nach Oberstdorf getrieben haben und dich letztendlich auch. Es hat mich da schon eine Vorahnung überkommen, das steht für mich fest. Eine innere Unruhe. Ich mußte einfach herfahren. Jetzt bin ich hier, und es hat mich voll getroffen.“

„Weißt du denn nun Bescheid, Dagmar?“

„Ich denke schon.“

Harry wartete auf eine Antwort, aber Dagmar ließ sich Zeit. Sie holte tief Atem, dann nickte sie vor sich hin und sagte mit leiser Stimme: „Irgend etwas hat überlebt, Harry. Irgend etwas hat damals überlebt. Eine andere Möglichkeit kann es einfach nicht geben, und deshalb sind wir beide hier. Denn das, was da überlebt hat, das hat uns hergelockt...“

Der Whisky schmeckte bitter. Überhaupt nicht nach Weizen. Aber Harry Stahl hatte den Schluck einfach gebraucht und deshalb die kleine Flasche aus der Minibar geholt.

Jetzt schwang das Getränk in seinem Magen, und Stahl holte tief Luft. Vom Fußende des Doppelbetts her schaute er Dagmar Hansen an. Er hatte über ihre Worte nachdenken müssen und gehörte auch nicht zu den Personen, die etwas ablehnten, das nicht in den normalen Rahmen hineinpaßte. Hier aber konnte er nicht anders. Er mußte einfach nachfragen, weil er noch immer keinen Sinn oder Motiv dahinter sah.

„Und du bist dir sicher, daß deine Erklärungen stimmen, Dagmar?“

Sie strich mit beiden Händen durch ihre Haare. „Harry, das sind keine Erklärungen, sondern Vermutungen. Irgendwo muß man beginnen. Es gibt da etwas, das uns oder mehr mich hergelockt hat. Du bist mit mir gefahren, darüber freue ich mich. So stehe ich wenigstens nicht allein. Seinen Ursprung hat es in der Vergangenheit, aber es strahlt bis in die Gegenwart hinein. Man hat eine Hexe verbrannt die zugleich Psychonautin gewesen ist. Diese Bilder verwischten wie

Momentaufnahmen. Ich sah sie dennoch klar und deutlich vor mir. Das hat schon alles seinen Sinn. Ich jedenfalls glaube fest daran. Und daß ich eine Psychonautin bin, muß ich dir nicht noch beweisen.“

„Klar, Dagmar.“

Die Frau mit den roten krausen Haaren runzelte die Stirn. „Ich habe also im Traum einen Rückblick erlebt. Eine Reise in die Vergangenheit. Dort ist etwas geschehen, das bis hier strahlte. Möglicherweise über Jahrhunderte hinweg. Und es ist noch nicht vorbei. Davon gehen wir beide letztendlich aus.“

Harry hatte sich wieder auf den Bettrand gesetzt. Er nickte. „So gesehen hast du recht. Aber du kennst auch unsere Ungeduld. Ich frage dich, wie es weitergeht.“

Sie blickte ihn an. „Das ist einfach. Wir müssen nach der Quelle suchen. Nach dem, was uns die Vergangenheit überlassen hat. Das ist unser Problem und wird auch unsere nächste Aufgabe sein.“

„Schöner Urlaub.“

„Oohhh“, sagte Dagmar und streichelte ihren Freund. „Wenn ich Zeit habe, werde ich dich bedauern.“

„Ja, das solltest du auch.“

Sie schmiegte sich an ihn. „Meinst du das ernst?“

„Klar, Spaß kann ich nicht vertragen.“

Beide mußten lachen und fielen auf das Bett. Nebeneinander blieben sie liegen. Als hätten sie einen Befehl bekommen, so schielten sie nach links zu dem Fenster hin, auf den herrlichen Himmel mit den dunklen Bergen darunter. Es war für sie wie der Blick in die Unendlichkeit. Zum Träumen allerdings war ihnen nicht zumute. Beide wußten, daß sie wieder einmal von ihrem Schicksal eingeholt worden waren...

Wissen Sie, was ein *catwalk* ist?

Wörtlich übersetzt so etwas wie ein Katzensteg. Aber mit Katzen hat dieser Begriff nur indirekt zu tun. Früher hatte man ihn als Laufsteg bezeichnet, aber die Begriffe haben sich ja verändert oder sind geändert worden, um moderner zu wirken, und so wurde der Laufsteg für Mannequins in *catwalk* umgewandelt, auch wenn die Katzen zweibeinig waren, die darauf flanierten und zweimal im Jahr die Mode vorführten, die später dann verkauft werden sollte.

Rechts und links des *catwalks* hockten dann die Zuschauer, um sich die zweibeinigen Katzen anzuschauen, die an ihnen vorbeistöckelten. Die Plätze in den ersten Reihen waren begehrt. Bei den Events der großen Designer schlügen sich die Leute darum, und natürlich waren die ersten Reihen für die Promis aus dem Film- und Showbiz reserviert worden.

Ich gehörte nicht dazu.

Sheila und Bill Conolly, meine Freunde, ebenso wenig. Trotzdem hatten wir Plätze in der ersten Reihe bekommen. Das war allein Sheila Conolly zu verdanken, die sich vor Jahren einmal in der Modebranche engagiert hatte und jetzt mehr im Hintergrund als stille Teilhaberin wirkte, aber noch immer sehr interessiert war. Deshalb besuchte sie auch die Schauen, zumindest die nicht so ganz berühmten hier in London. Sie hielten den Vergleich mit Paris oder Mailand nicht stand. Designer, die hier ihre Mode präsentierten, standen zumeist noch am Anfang oder hatten es gerade geschafft, Grenzen zu überspringen. Aber verrückte Typen gab es auch hier genug, und mir wurde der Kragen ein wenig eng, obwohl ich keine Krawatte trug.

Ehrlich gesagt, ich fühlte mich nicht wohl. Meinem Freund Bill, der sich in meiner Nähe hielt, erging es ebenso. Nur Sheila fühlte sich in ihrem Element. Deshalb hatte sie sich auch von uns zurückgezogen und sprach mit zahlreichen Leuten, begrüßte sie - hier ein Küsschen, da ein Küsschen -, wobei man nie genau wußte, ob man eine Frau oder einen Mann geküßt hatte, denn der neue, von der Modewelt kreierte Typ lag irgendwie zwischen diesen beiden Gegensätzen. Bei ihm sollten sich die Geschlechter irgendwie aufheben, und der Begriff androgyn machte die Runde. Man liebte eben Männer als auch Frauen. Man brauchte sich nicht mehr festzulegen. Dementsprechend sahen auch die Kollektionen mancher Designer aus. Diese Kleidung konnte von Männern als auch von Frauen getragen werden, und damit konnten Bill und ich nichts anfangen, weil das Originelle einfach fehlte. Hier löste sich das Individuum einfach auf und wurde zu einem manipulierbaren Massenartikel.

Die Schau hatte noch nicht begonnen, und so konnten wir uns im Hintergrund halten. In dem großen Saal, der zu einem Hotel gehörte und dessen Eingänge penibel genau bewacht wurden, war auch eine Bar aufgebaut worden, hinter der zwei blassgesichtige, ebenfalls androgyne Jünglinge die Drinks mixten und sie mit beinahe schon qualvollen Gesichtern, in denen das Lächeln mehr als gezwungen wirkte, servierten.

„Was trinkst du, John?“

„Gibt es hier Bier?“

„Ich glaube nicht. Vielleicht in Flaschen.“ Bill winkte einem der Kameraden zu und erkundigte sich.

„Nein, Sir“, erhielten wir die nasal klingende Antwort. „So etwas servieren wir hier nicht.“

„Was dann?“

„Champagner, einige Longdrinks und...“

„Dann geben Sie uns zwei Wodka Orange und zweimal Mineralwasser. Ist das okay?“

„Natürlich, Sir.“

Ich versuchte, den Hintergrund zu vergessen. All den Wirrwarr der Stimmen, das gespreizte Getue, das Getuschel über die Kollektion, die noch gar nicht vorgestellt worden war, aber schon jetzt mehr oder minder offen kritisiert wurde, möglicherweise auch von neidischen Konkurrenten.

Eigentlich passten wir auch vom Outfit her nicht zu dieser Gesellschaft. Die meisten männlichen Besucher trugen Schwarz, die Klamotten der Kreativen. Nur selten mit Weiß gemixt, ansonsten schwarz in allen möglichen Schattierungen, und dieses Schwarze, das mittlerweile zu einer Weltanschauung geworden war, setzte sich auch in ihren Gesichtern fest, die alle so grau aussahen, als ginge es den Leuten unheimlich schlecht. Auch das gehörte zu einer Masche, die sich in den letzten beiden Jahren durchgesetzt hatte und auch von den Laufstegkatzen propagiert wurde, denn viele von ihnen, die über den catwalk schritten, sahen aus wie lebende Leichen.

Schreckliche Gestalten. Abgemagert, knochig, als wären sie soeben einer Entziehungskur entsprungen. In der Tat nahmen viele Models Drogen, was überhaupt nicht spaßig war, da sie der jungen Generation doch oft genug als Vorbilder dienten. Für den Trend taten sie alles. Da hungerten sie sich noch so viel runter, bis sie selbst aussahen wie lebende Leichen. Oft genug war das eine oder andere Model schon zusammengebrochen. Der Körper macht eben nicht alles mit.

Ich hatte mich in meine grauen Jeans gezwängt, trug dazu ein Jackett aus dünnem Stoff und ein Hemd ohne Krawatte. So stand ich seitlich zur Bar, gegen den Handlauf gestützt, und konnte Bill ebenso anschauen wie in den Trubel hineinsehen.

„He, was machst du für ein Gesicht?“

Ich hob die Schultern. „Das hier ist nicht meine Welt. Wäre Suko mitgekommen, hätte er sich schon abgesetzt.“

„Sieh das doch lockerer.“

Ich senkte den Blick. „Ich weiß nicht, ob ich das kann, Bill. Du kennst den letzten Fall...“

„Die Eaton-Sache.“

„Richtig. Daran habe ich zu knacken. Wenn man sieht, daß fünf junge Menschen ihr Leben verloren haben, nur weil sich ein Irrsinniger für den Tod seiner Frau rächen wollte, und ich das hier sehe, da kann ich einfach kein Verständnis dafür aufbringen.“*

„Es ist ja nicht für immer“, wollte er mich beruhigen.

„Das will ich wohl glauben.“

* Siehe: John Sinclair Nr. 1035: „Die Totenkammer“

„Außerdem sind wir nicht zum Vergnügen hier. Ich glaube Sheila, was sie gesehen hat. Es ist nicht ihre erste Schau, die sie besucht hat. Auf zwei anderen Events hat sie das gleiche erlebt, und zwar immer bei einem bestimmten Model.“

„Ihre Drinks, die Herren.“ Zwei Hände schoben die Gläser in unsere Greifnähe.

„Danke.“

Wir tranken. Eis klimperte an der Oberfläche und berührte kalt meine Lippen. Bill hatte recht. Ich stand hier nicht zum Vergnügen, weil es um ein bestimmtes Phänomen ging bei einem Model, das Tessa Hampton hieß und so etwas wie der Star war. Wenn alles stimmte, was Sheila angedeutet hatte, waren wir hier richtig, wenn nicht, sammelte ich eben eine neue Erfahrung.

Dennnoch regte mich die Umgebung auf. Nach dem Tod meiner Eltern war ich nicht mehr so gelassen wie früher. Es bestand irgendwie ein Druck in mir, der auch nicht verschwinden wollte, da ich nach wie vor davon überzeugt war, daß mit meinem Vater einiges nicht stimmte. Er hatte zwei Leben geführt. Zum einen das normale, familiäre, das kannte ich. Zum anderen aber war er der Gruppe um den toten äthiopischen König Lalibela zugetan gewesen und hatte zu einer Gruppe von Menschen gehört, die ihm zugetan waren. Hintergründe hatte ich auch Monate nach seinem Tod noch nicht herausfinden können, und doch war mir klar, daß es da etwas geben mußte, und ich würde auch weitermachen und die Suche nicht aufgeben, das stand fest.

„Sieh es locker, John.“

„Ich bemühe mich.“

„Wie schön.“

Ich stellte das Glas weg. „Du siehst aus wie jemand, dem das Affentheater hier gefällt, Bill.“

Er lachte mich an. „Irrtum. Es gefällt mir nicht unbedingt. Aber ich habe mich arrangiert. Ich kann es auch nicht ändern.“ Er stellte sich auf die Zehenspitzen und reckte sich, um nach Sheila Ausschau zu halten. „Wichtig ist doch, daß es ihr Spaß macht. Sheila hat öfter darunter gelitten, daß sie sich aus dem Zirkus zurückgezogen hat. Da will sie zumindest hin und wieder einmal die andere Luft schnuppern. Ich gönne es ihr. Und wenn ich mir die Typen hier anschau, dann könnte ich mich direkt hinsetzen und ein Buch schreiben. Einfach herrlich, zum Lachen, wobei sich jeder unheimlich wichtig nimmt. Ich glaube, daß nirgendwo so perfekt gelogen wird wie hier. Man lobt den Konkurrenten und wünscht ihn gleichzeitig zum Teufel. Man lächelt sich an, obwohl man ihm am liebsten den Dolch in den Rücken stoßen möchte. Ich jedenfalls weiß nicht, was in dieser Branche alles echt ist und was nicht.“

„Wahrscheinlich gar nichts.“

„Auch möglich. Man muß hin und wieder mit den Wölfen heulen, ohne selbst zu einem Wolf zu werden.“

„Sehr gut.“

Bill schlug mir auf die Schulter. „Klasse, daß du so denkst. Los, nehmen wir noch einen Schluck.“

Der Drink schmeckte wenigstens. Wir standen auch nicht allein an der Bar. Die anderen Gäste drängten sich nicht eben in unserer Nähe zusammen. Zwischen ihnen und uns bestand ein Leerraum. Die Leute ahnten oder wußten, daß wir nicht zur Szene gehörten. Besonders mich trafen des öfteren die überraschten und auch misstrauischen Blicke.

Es roch nach Parfüm. Auch die Nervosität war zu spüren. Das Lachen und die Stimmen klangen nur selten natürlich. Zumeist nahmen wir sie überdreht wahr.

Sheila Conolly hatte es geschafft und sich von einer Gruppe gelöst. Mit einem leicht verschwitzten Gesicht und einem halbleeren Glas Champagner in der linken Hand kam sie auf uns zu. Sie war aufgeräumt und locker, das sahen wir ihr an. Sheila trug ein schwarzes, enges, sehr langes Kleid, das an den Seiten geschlitzt war. Sie sah darin sehr sexy aus. Die Haare hatte sie hochgesteckt und auch leicht strähnig gekämmt, so daß die Frisur nicht so geleckt wirkte.

Ihr Make-up war dezent, aber sie hatte sich den Spaß erlaubt und jeden Fingernagel in einer anderen Farbe lackiert. „Na, ihr beiden, wie gefällt es euch?“

Bill grinste, ich schaute zu Boden, und mein Freund meinte: „Frag doch mal John direkt.“

Sie knuffte mich an. „Muss ich das?“

Jetzt grinste auch ich. „Es ist einfach cool und super!“ Ich wechselte in die Diktion dieser hier versammelten Typen. „So anders, so eventhaft. Hach, ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr mich das anmacht und mich auch so wahnsinnig kreativ stimmt. Mein Gott, ich könnte schon wieder und habe...“

Ihr lautes Lachen unterbrach mich. Sheila bewegte sich dabei so hektisch, daß edle Tropfen aus dem Glas überschwappten und ihre Hand nässten. Sie stellte das Glas weg, Bill gab ihr ein Taschentuch und so konnte sie die Hand trocken wischen.

„Herrlich, John, du bist einfach herrlich.“

„Wieso?“

„Du solltest den Job wechseln und Parodist werden. Verhungern würdest du bestimmt nicht.“

„Kann sein. Trotzdem bleibe ich lieber Beamter.“

„Wegen der Parodie?“ fragte Bill.

„Auch das. Manchmal kommt mir das Beamtentum ebenfalls wie eine Parodie vor.“

„Es geht auch gleich los“, sagte Sheila.

„Wunderbar. Mir gefällt die Luft hier nicht.“

„Das ist eben so.“

Immer wieder zuckten die Blitzlichter der Fotografen auf. Sie schossen sich ein, und selbst wir konnten es nicht vermeiden, fotografiert zu werden.

„Hast du denn mit dieser Tessa Hampton sprechen können?“ erkundigte sich Bill.

Sheila sah etwas traurig aus. „Leider ist mir das nicht gelungen, obwohl ich alles versucht habe. Ein Fehlschlag, tut mir leid. Es war zuviel Trubel. Man hat die Mädchen quasi eingesperrt. Niemand durfte in die Garderoben hinein.“

„Dann konntest du keinen Termin abmachen?“

„Leider nicht.“

„Du hast Pech, John!“ stellte Bill fest.

„Warum?“

„Wir müssen es eben nach der Schau versuchen. Und da wird es einen großen Trubel geben, das steht fest.“

„Was bedeutet das?“ fragte ich.

„Starke Männer sind gefragt“, erklärte Sheila. „Welche, die sich den Weg frei boxen.“

„Soll ich nicht Suko Bescheid geben?“

„Das schaffen wir auch so.“

„Wie du meinst“, sagte ich und trank einen großen Schluck. „Aber du bist nach wie vor davon überzeugt, daß diese Tessa Hampton wichtig für uns ist?“

„Ja, das bin ich, denn ich habe sie zweimal beobachten können und beide Male das dritte Auge auf ihrer Stirn entdeckt. Oder hinter ihrer Stirn, ganz wie ihr es wollt. Aber es war vorhanden, davon bringt mich nichts ab. Deshalb gehe ich davon aus, daß es sich bei Tessa Hampton um eine Psychonautin handelt.“ Sie sprach's und schaute mich so an wie jemand, der einen Widerspruch erwartet.

Den behielt ich für mich. Außerdem hatte ich kein Interesse daran, ihr zu widersprechen. Ich glaubte ihr, sonst hätte ich mich nicht herlocken lassen.

„Warum auch nicht“, sagte ich. „Es gibt ja einige Menschen, die das Blut der alten Rasse in sich spüren. Bei Dagmar Hansen hatten wir den gleichen Fall.“

„Das Auge war zwar zu erkennen“, sagte Sheila, „allerdings nicht so deutlich wie du es gewohnt bist. Es hat seine gesamte Kraft noch nicht entfalten können. Was daraus zu folgern ist, müssen wir erst einmal abwarten. Wichtig ist nur, daß wir mit dieser Tessa Hampton reden. Und

aufgeschminkt hat sie sich das Auge nicht. Sie wollte hier keinen modischen Gag vorführen.“

„Klar. Wer läßt sich auch so etwas einfallen?“

„Sheila hat sich ja auch mit ihrer Vita beschäftigt“, sagte Bill. „Sie kennt den Lebensweg der Tessa Hampton. Nur hat sie darin keinen Hinweis auf die Psychonauten gefunden, keine Kontakt, wenn ich das mal so sagen darf.“

„Kann es sein, daß sie selbst davon überrascht ist?“

„Keine Ahnung.“

„Und du, Sheila?“

Sie hob die Schultern. „Was meinst du damit?“

„Sagen wir so. Das Auge erschien, als sie über den Laufsteg ging. Zwar nur schwach, aber immerhin sichtbar. Normalerweise ist es doch nicht zu sehen - oder?“

„Ich glaube nicht.“

„Warum trat es dann nur auf dem Laufsteg hervor? Wollte Tessa, daß andere Menschen aufmerksam wurden?“

Die beiden Conollys schauten sich an. „Keine Ahnung“, gab Bill zu. Danach nickte seine Frau.

Ich schob mein Glas hin und her. „Wer auf den Laufsteg geht, erlebt eine Stresssituation. Ich glaube auch nicht, daß sie nur allein durch die Routine abgebaut werden kann. Nicht grundlos sind bei den Models auch Drogen im Umlauf. Tessa hat Stress gehabt, sie erlebt Stress, und deshalb ist es auch möglich, daß durch diese Anspannung das Auge sich an der Stirn zeigt.“

„Wäre eine Möglichkeit“, gab Bill zu.

Sheila schwieg ebenfalls nicht. „Wir werden es nach der Schau bestimmt erfahren.“

„Kannst du mir diese Tessa beschreiben?“

„Nicht nötig, John. Wir sitzen ja direkt am catwalk. Wenn sie erscheint, gebe ich dir Bescheid.“

„Okay.“ Ich blickte auf die Uhr. „Noch eine Frage. Wann startet die Schau denn endlich?“

„In ein paar Minuten ist Einlass. Da schiebt sich hier die Mittelwand zur Seite, und dann geht der Run auf die hinteren Reihen los. Die vorderen Plätze sind reserviert.“ Sie wandte sich an einen der Barknaben. „Ich brauche noch einen Schluck. Die Luft hier ist einfach zu trocken. Ich mußte ja reden, reden und reden.“ Sie bestellte ein Wasser. „Dann hat man immer wieder versucht, mich in das Geschäft wieder hineinzuziehen.“

„Und?“ fragte Bill. „Wie hast du dich entschieden?“

„Ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten.“

„Das ist gut.“

Noch während Sheila ihr Wasser trank, erschienen vier Hotelangestellte und schoben die Mittelwand zur Seite. Ihre Arbeit wurde mit großem Beifall belohnt, denn alle Gäste waren froh, daß die Schau endlich begann.

Sheila hatte nicht gelogen. Es begann tatsächlich der große Run auf die Plätze. Verbunden mit einem Gedränge und Geschiebe, als gäbe es etwas umsonst.

Da unsere Plätze reserviert waren, konnten wir uns zurückhalten. Ich dachte noch einmal über diese Tessa Hampton nach. War sie tatsächlich eine Psychonautin oder war Sheila einer Täuschung auf den Leim gegangen?

Niemand konnte schon jetzt die Antwort geben. Da mußten wir Tessa schon selbst fragen.

Sheila hakte sich bei uns beiden unter. „Dann bringt mich mal zum catwalk, meine Herren...“

Und so kam ich in den Genuß, eine Modenschau zu erleben. Direkt vorn, wo alles genau zu sehen und auch zu riechen war. Die Schminke, das Parfüm, der Puder. Scheinwerfer, die als glänzende Glotzaugen ihre Strahlen auf den Laufsteg schickten. Eine sehr fremde und künstliche Welt, aber auch eng und klamm, denn das Sitzen auf den schmalen Bänken war alles andere als ein Vergnügen.

Sheila saß zwischen uns. Der Laufsteg lag natürlich höher. Wenn wir die Models sehen wollten, mußten wir die Köpfe heben. Ständig in einer derartigen Haltung zu hocken, brachte einen starren Hals ein. Doch es ging nicht anders.

Die Schönen flanierten vorbei.

Ich wußte nicht einmal, wie der Designer hieß, dessen neue Mode sie präsentierte, den Namen hatte ich vergessen, aber was er auf den Laufsteg brachte, das lag im Trend.

Transparenter Look!

Durchsichtige Oberteile flatterten über dürre Körper hinweg, bei denen die Brüste aussahen wie farblose Tomaten. Aber sie passten zu den Models, die sich vorkommen mußten, als hätten sie die letzten Tage in einer Gruft verbracht.

Sie waren nicht nur spindeldürr und knochig, man hatte sie auch wie Leichen geschminkt. Blass in den Gesichtern, auf denen sich zumeist die Haut über hervorstehende Wangenknochen spannte. Dann die dunkle Schminke, die so etwas wie ein Friedhofs-Make-up aussah, und dazu passten die blassen Lippen, die kein Lächeln zeigten. Man ging nicht locker, man war nicht fröhlich, man erinnerte mehr an ferngelenkte Roboter.

Manche Models waren so dünn, daß sie, bei einem Loch mehr, schon als Blockflöte hätten dienen können.

Als ich diesen Vergleich laut aussprach, fing Bill an zu prusten. Sheila bedachte uns dafür mit strafenden Blicken.

Es war warm auf und am catwalk. Die Scheinwerfer sorgten für diese Hitze, und über meinen Rücken kullerte so manche Schweißperle. Mich interessierte nicht, aus welchen Materialien dieses durchsichtige Zeug bestand, ich wollte nur wissen, wann Tessa Hampton erschien.

„Keine Sorge, John, sie kommt gleich.“

„Bist du sicher?“

„Ja. Außerdem wird sie allein auftreten. Sie ist gewissermaßen das Starmodel.“

„Sehr schön.“

„Laß deinen Spott. Hier geht es um Geschäfte, Umsätze und manchmal auch um Sein oder Nichtsein. Fällt ein Designer durch, kann er oft genug seinen Laden schließen. Jede Neuvorstellung der Kollektion ist für ihn ein Tanz auf dem Drahtseil.“

„Das weiß ich auch.“

Es wurde Beifall gespendet, als vier dünne Models wieder durch den Spalt des Vorhangs am Ende des Laufstegs verschwanden.

„Jetzt ist Tessa an der Reihe“, sagte Sheila.

Das war auch für mich der Moment, in dem die Spannung wuchs. Ich war mehr als neugierig auf sie geworden und hatte, wie die meisten anderen auch, den Kopf nach rechts gedreht.

Um uns herum hockten die Londoner Szene und all diejenigen, die sich für wichtig hielten. Aber es waren auch die Redakteurinnen und Redakteure der großen Modezeitschriften da, und sie beobachteten den catwalk mit Argusaugen. Auch sie konnten durch ihre Berichte eine Kollektion in den Keller schreiben.

Der Vorhang bewegte sich.

Und dann kam sie.

Sie schob sich hervor. Sheila flüsterte mir noch einmal den Namen zu, und ich nahm es mit einem Nicken zur Kenntnis, bevor ich mich auf das Model konzentrierte.

Tessa fiel eigentlich nicht auf. Sie ähnelte zu sehr den anderen. Kurzgeschnittene Haare, die in einem Scheitel nach rechts und links gekämmt waren, ein Gesicht mit hoher Stirn, einer kleinen Nase und sehr weichen Lippen.

Selbstverständlich war auch Tessa geschminkt. Allerdings nicht so dunkel wie die anderen. Ihr Gesicht wirkte etwas rosiger, auch wenn um ihre Augen herum so etwas wie ein trauriger Ausdruck lag.

Ich beobachtete jede ihrer Bewegungen. Sie hatte den Gang der anderen Models angenommen. Schlaksig, leicht abgehackt. Sie bewegte beim Gehen ihren gesamten Körper, schlankerte Arme und Beine vor

und bewegte dabei auch ihr Becken entsprechend, wobei ihr Gesicht ausdruckslos blieb.

Ich bezweifelte, daß sie ein Nachthemd trug, auch wenn das Kleid so auf mich wirkte. Zumindest war es nicht schwarz. Dafür sah es aus wie eine dünne Gardine. Natürlich war es durchsichtig, und Tessa lief oben ohne. Wie kleine Äpfel hüpfen ihre Brüste bei jedem Schritt auf und ab, und den Bereich der Scham hatte sie durch ein dunkles Dreieck verborgen. Sie trug eine kleine Tasche lässig über den Arm. Das Ding war kaum der Rede wert. Höchstens zwei Zigaretten schachteln hätten hineingepasst.

Sie kam näher. Sie war es gewohnt, zu gehen, und sie ließ sich auch nicht vom Licht der Scheinwerfer ablenken. Sicherlich sah sie selbst Leute wie uns in den ersten Reihen nur als schattige Gebilde, aber darauf kam es ihr nicht an.

Ich beobachtete ihre Stirn.

Ja, sie war schon recht groß, aber sie blieb auch so glatt. Es zeichnete sich kein drittes Auge darauf ab. Nicht einmal ein Umriß war zu ahnen. Wir saßen in der Mitte, und Tessa Hampton stöckelte auf ihren hochhackigen Schuhen recht locker an uns vorbei.

Unsere Blicke drehten sich automatisch. Wir sahen ihren Rücken, das Hinterteil, die Beine. Dünn und trotzdem muskulös.

Vereinzelt klang Beifall auf, als sie das andere Ende des Laufstegs erreicht hatte und nun kehrmachte. Bewegen und drehen konnte sich die Frau, das hatte sie wirklich gut gelernt, und selbst ihre kleine Tasche schwang dabei in einem bestimmten Rhythmus.

Der Rückweg.

Wieder die gleichen Schritte, die gleichen Bewegungen. Das Marionettenhafte blieb bei ihr bestehen. Auch jetzt zeigte der Mund kein Lächeln, aber es war trotzdem eine Veränderung eingetreten.

Auf ihrer Stirn sahen wir den Abdruck.

Sheila stieß mich an. „Da ist es.“

Ich nickte. Es war nicht zu übersiehen. Über ihren normalen Augen und mitten auf der hellen Haut der Stirn malten sich die Umrisse des dritten Auges ab.

Tessa Hampton war also eine Psychonautin!

Jetzt glaubte auch ich daran...

Ich war versucht, in die Höhe zu schnellen und auf den catwalk zu springen, doch das ließ ich bleiben, auch wenn es mir schwer fiel. Manchmal muß man eben Disziplin halten, und ich wollte nicht jetzt schon die Pferde verrückt machen. Meine Chance würde später kommen, so jedenfalls war zu hoffen. Tessa ging weiter, als wäre nichts mit ihr geschehen. Sie achtete nur auf sich selbst, auf ihre Bewegungen, auf den Ausdruck in ihrem Gesicht. Sie war voll und ganz Profi.

Wenn nicht das dritte Auge gewesen wäre, das ich nicht aus meinem Blick ließ.

Ich kannte die Augen der Psychonauten und wußte sehr genau wie sie aussahen. Recht groß, ebenfalls geformt wie ein normales Auge, nur mit einem anderen Inhalt versehen, denn die Psychonauten-Augen strahlten in einem tiefen Rot, wenn sie eben voll und ganz vorhanden waren. Das allerdings fehlte bei Tessa Hampton. Auch als sie weiterging, veränderte sich das Auge nicht. Es blieb so blaß, als wäre es einfach nur dünn gezeichnet worden.

Kein Feuer, keine Intensität, einfach nur dieser schwache Abdruck auf der Stirn.

Sie kam wieder näher. Ich hatte ihre obere Gesichtshälfte unter Kontrolle gehalten, wozu auch die beiden normalen Augen zählten, und entdeckte jetzt den anderen Ausdruck darin.

Auf dem Hinweg waren es Augen gewesen, die gleichgültig oder neutral ausgesehen hatten. Das war nun vorbei. Diesmal lag in den Augen ein bestimmter Ausdruck, und ich empfand ihn als einen Flackerblick. Die Sicherheit war verschwunden. Tessa Hampton sah einfach aus wie ein Mensch, der unter Stress oder Angst litt, es aber äußerlich nicht zeigte, doch ihre Augen konnten nicht lügen.

Sie fürchtete sich.

Vor wem?

Sicherlich nicht vor uns, denn wir würden ihr bestimmt nichts tun. Ich wußte auch, daß die Psychonauten Feinde hatten. Mir fiel in diesem Augenblick der Name Aristoteles Leonidas ein, ein sehr reicher Grieche, der eine eigene Fluggesellschaft betrieb, sich selbst als Psychonaut fühlte, aber im Prinzip keiner war. Er haßte die Psychonauten deshalb, weil es ihm bisher nicht gelungen war, deren Geheimnisse zu ergründen. Er jagte sie auch, aber in den letzten Jahren hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Leonidas war wie vom Erdboden verschwunden. Nur wollte ich nicht daran glauben, daß er auch tot war. Irgendwo im Hintergrund zog er bestimmt noch seine Fäden.

Dieser Gedanke beschäftigte mich nur für einen Moment, dann konzentrierte ich mich wieder auf die Frau auf dem Laufsteg. Sie befand sich jetzt mit mir auf gleicher Höhe, und es kam mir vor, als hätte sie ihre Schritte verändert.

Nur sehr gering. Sie ging etwas langsamer und nahm sich noch die Zeit, den Kopf in meine Richtung zu drehen.

Schaute sie mich an? Hatte sie etwas gespürt? Ahnte sie, daß in ihrer Nähe drei Personen saßen, die nicht allein wegen der Modenschau erschienen waren?

Es war nur ein kurzer Gedanke. Nicht länger als ein Blitzstrahl, denn der folgende Schritt brachte das Model wieder weiter und damit aus meinem unmittelbaren Blickkontakt weg.

Tessa Hampton setzte ihren Weg fort, aber drei Augenpaare schauten ihr nicht mehr nach. Die beiden Conollys und ich hatten die Köpfe zusammengesteckt, um miteinander flüstern zu können. Auf Sheilas Lippen lag dabei ein wissendes Lächeln.

„Zufrieden, John?“

„Fast.“

„Wieso? Was willst du denn noch?“ fragte sie unwillig.

„Das volle Auge sehen und wissen, was dahintersteckt. Nicht mehr und nicht weniger.“

„Keine Sorge“, sprach Bill an seiner Frau vorbei. „Das packen wir auch noch.“

„Wann?“

Sheila hob die Schultern. „Das war der erste Durchgang. Danach folgt noch einer, dann ist eine Pause festgesetzt worden, die eigentlich nur für die Zuschauer diesen Namen verdient. Die Models, Macher und Helfer haben keine Pause zu erwarten. In den Garderoben geht es wirklich mit großer Hektik weiter.“

„Das kann ich mir denken. Trotzdem möchte ich die Chance nutzen.“

„Weshalb die Eile?“ fragte Bill.

Ich hob die Schultern. „Einen konkreten Grund kann ich dir beim besten Willen nicht sagen. Ich habe einfach das Gefühl, daß die Zeit drängt. Da kannst du sagen, was du willst.“

„Hm. Was meinst du, Sheila?“

„Wir können es ja versuchen.“

Das letzte Wort ging im Beifall unter, der sich allerdings in Grenzen hielt. Das Publikum wollte erst noch den nächsten Durchgang abwarten.

Bisher hatte ich mein Erscheinen hier mehr für einen großen Spaß gehalten. Das stimmte nicht mehr. Ich dachte jetzt anders darüber und hockte auf der harten Bank wie auf heißen Kohlen. Es konnte natürlich falsch sein, aber eine gewisse Ahnung sagte mir schon, daß sich hier etwas anbahnte und es möglicherweise zu einem Knall kommen konnte.

Musste aber nicht sein, denn Sheila hatte das dritte Auge auf der Stirn schon öfter gesehen, ohne daß etwas passiert war.

„Dann bleiben wir eben sitzen“, sagte ich und versuchte, die Beine so gut wie möglich auszustrecken, was mir nicht gelang, denn der nahe catwalk hinderte mich daran.

Teil zwei begann.

Die gleichen Models, nur mit anderen Kleidern. Und wieder erschien Tessa Hampton. Diesmal fiel sie viel stärker auf, denn in ihrem

knappen, grellroten Lederkostüm war sie der einzige Farbtupfer in der ansonsten tristen Modewelt.

Das Outfit wirkte sexy, da es mehr von ihrem Körper bedeckte. Ein sehr kurzer Rock, die schwarzen Strümpfe mit der Naht, der leicht verruchte Touch war vorhanden.

Aber auch das Auge.

Und diesmal stärker als beim ersten Durchlauf. Da konnte mir keiner etwas vormachen. Es leuchtete zwar nicht, nur die Umrisse malten sich härter ab. Das Lächeln auf dem Gesicht wirkte gequälter, während die normalen Augen einen schon hilfesuchenden Ausdruck zeigten, der mir natürlich nicht verborgen blieb.

Es war etwas passiert. Nicht allgemein, sondern mit ihr. Sie mußte eine stärkere Angst durchleiden, daran gab es nichts zu rütteln. Das hatte seine Gründe.

Mein Entschluß stand fest. Ich wollte auf keinen Fall bis zum Ende der Modenschau warten, um mit ihr ein Gespräch führen zu können. Das mußte vorher geschehen.

Auch fragte ich mich, was der Designer, dessen Klamotten sie trug, zu dieser Gesichtsveränderung sagte. Der Mann war schließlich nicht blind, und alle anderen auch nicht.

Tessa verschwand wieder als Letzte hinter dem Vorhang, dessen Falten zufielen und deshalb den jetzt stärkeren Beifall dämpften, den die Zuschauer spendeten.

Ich stand auf.

Sheila hielt meine Hand fest. „Wo willst du hin?“

„Mit Tessa reden.“

„Aber nicht jetzt, John.“

„Doch, ich muß.“

„Das ist unmöglich. Du kennst den Trubel in der Garderobe nicht. Du hast keine Chance.“

„Verdammtd, Sheila, es ist wichtig. Du wirst doch auch das dritte Auge gesehen haben. Es hat sich längst nicht mehr so dünn abgezeichnet wie beim erstenmal.“

„Das stimmt. Und was schließt du daraus?“

„Daß irgend etwas im Busch ist. Es kann durchaus fünf vor zwölf sein. Ich glaube, dass wir noch einige böse Überraschungen mit ihr erleben können.“

Sheila war nicht meiner Meinung. Ich las es an ihrem Gesicht ab. Sie drehte sich Bill zu, der allerdings auf meiner Seite stand und zu ihr sagte: „Ich glaube, daß John recht hat. Wir sollten wirklich nichts anbrennen lassen.“

„Okay, versuchen wir es.“

Wir drei waren nicht die einzigen, die sich erhoben hatten. Auch die anderen Zuschauer waren aufgestanden. Sie kannten die Regeln, zu den Garderoben ging niemand. Sogar die immer neugierigen Fotografen hielten sich zurück.

Das war mir egal. Ich würde mir meinen Weg bahnen, brauchte allerdings Sheilas Hilfe, denn sie kannte sich aus. „Können wir nicht einfach über den Laufsteg gehen?“

„Um Himmels willen, das würde ein zu großes Aufsehen erregen. Nur das nicht.“

„Gut, dann zeig uns den offiziellen Weg!“

Ich kannte ihren Dickkopf. Sie wollte wieder Einwände machen. Dann lieber einige Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen.

„Ist schon gut. Ich gehe vor.“

Begeistert war sie nicht, doch darauf konnten wir jetzt keine Rücksicht nehmen. Auch nicht auf die Kommentare und Blicke der anderen Gäste, die es schon befremdend fanden, daß wir den großen Raum verließen. Sheila wurde mehrmals angesprochen und gefragt, ob ihr die Schau nicht gefallen hätte.

„Doch, doch, sie war gut. Super sogar. Später mehr darüber. Ich bin ja gleich wieder zurück.“

Bill und ich waren dicht hinter ihr und drückten sie auch vor, damit sie schneller ging. In einem relativ leeren Flur, in dem nur zwei Fotografen auf dem Boden hockten, pausierten und dabei Hamburger aßen, holten wir erst einmal tief Luft, bevor wir uns nach links wandten, denn in diese Richtung hatte Sheila gezeigt.

„Der Zugang wird bewacht.“

Ich lachte. „Das kann uns nicht stören. Wer will der Polizei schon den Zutritt verwehren?“

„Ja, stimmt auch wieder.“

Minuten später hatten wir es dann geschafft. Die beiden Aufpasser hatten unseren Argumenten nachgeben müssen, denn mit dem Yard legte sich keiner gern an.

Es war eine Garderobe, das stimmte. Mir allerdings kam sie mehr wie ein Ameisenhaufen vor, denn das Gewimmel war einfach mit nichts anderem zu vergleichen.

Es war nicht zu sehen, wer hier im Mittelpunkt stand. Ob es die Models waren oder der hohlwangige Designer in seinem grauen, kragenlosen Jackett und der schwarzen Hose. Er wieselte herum. Er sprach mit jedem und jeder, ohne sicherlich zu wissen, was er sagte, aber er lobte, er verteilte Küsschen, sprach irgendwelche Helfer an, doch Wasser oder Tee zu bringen, während Garderobieren dabei waren, die Klamotten für den nächsten Durchgang zurechtzulegen.

Jeder hatte etwas zu sagen, und jeder glaubte auch daran, daß seine Worte die wichtigsten überhaupt waren. Die Models verhielten sich unterschiedlich. Einige saßen einfach nur stumm da, starnten ins Leere oder saugten an ihrem Glimmstängel, während sie zwischendurch tranken und Friseure an ihren Haaren zupften. Andere gingen aufgeregzt hin und her, sprachen mit sich selbst oder standen vor den großen, offenen Schrankkoffern, in denen ihr neues Outfit hing.

„Wir werden in zwanzig Minuten weitermachen!“ rief der Designer mit schriller Stimme in das Chaos hinein. „Also richtet euch danach. Ich will keine Schlamperei.“

An mir und den Conollys lief das alles vorbei. Wir hatten andere Sorgen, denn wir suchten Tessa Hampton.

Das Modell war schwer zu entdecken, denn Tessa hatte sich in eine Ecke zurückgezogen. Durch die offenstehende Seite eines menschenhohen Garderobenkoffers, war sie schwer zu entdecken. Zum Glück trug sie noch das rote Kleid. Seine Farbe war nicht zu übersehen.

Zahlreiche, an den Wänden hängende Spiegel verdoppelten die Szenerie noch. Es gab hier wirklich ein mehrfaches Durcheinander, in dem Tessa den ruhigeren Pol bildete.

Nicht richtig ruhig. Eher unter einem Zwang stehend, denn die Angst aus ihren Augen war nicht gewichen. Aber das dritte Auge war von der Stirn verschwunden.

„Und?“ fragte sie, als wir stehen blieben. Sie machte den Eindruck, als hätte sie uns erwartet.

„Wir müssen reden!“ sagte ich.

„Ja, ich weiß.“

„Woher?“

„Ich habe es gespürt.“

„Sehr gut. Und daß Sie es spüren konnten, hat sicherlich an Ihrer Besonderheit gelegen.“

„Kann sein.“

„Sind Sie eine Psychonautin?“ fragte ich Tessa jetzt direkt und war gespannt auf ihre Antwort.

Sie hätte eigentlich ja sagen müssen, aber ihre Lippen schlössen sich. Nur die normalen Augen weiteten sich, als sie von unten her zu uns hochschaute.

„Was ist das?“

„Sie haben das dritte Auge.“

Tessa senkte den Blick. „Ja, so etwas stimmt. Da ist auf meiner Stirn ein Gegenstand, den ich nicht beeinflussen kann. Er erscheint und verschwindet, wann er es will. Ich bin leider nicht in der Lage, dies zu lenken und kann mir auch nicht erklären, wieso und weshalb das geschehen ist.“

„Darüber sollten wir sprechen.“

Sie hob die Schultern. „Das haben schon andere versucht. Auch Roy.“

„Wer ist das?“

„Roy Ralston ist der Designer“, erklärte Sheila.

„Ja, stimmt, ich erinnere mich.“

„Er war sauer“, sagte Tessa, „daß mir so etwas passierte. Er wollte mich schon rausschmeißen und wird es wahrscheinlich auch tun, wenn die Show hier gelaufen ist. Aber ich kann daran nichts ändern. Es erscheint immer dann, wenn ich es gerade nicht gebrauchen kann. Das ist leider so.“

„Wie lange haben Sie das schon?“

Tessa hob die Schultern. „Seit einigen Wochen. Drei oder vier vielleicht.“

„Und was spüren Sie, wenn es erscheint?“

„Einen Druck.“

„Nicht mehr? Kein innerliches Aufwühlen, keine Veränderung? Nur einfach den Druck?“

„Das ist so.“

„Aber es' passiert nicht nur hier - oder?“

Tessa schüttelte den Kopf. „Auch bei mir zu Hause. Zum Beispiel in der Nacht. Da bekomme ich es dann härter mit. Das ist schaurig, kann ich Ihnen sagen. Wenn es erscheint, brennt meine Stirn, und es ist auch nicht so blaß.“ Sie zog die Nase hoch. „Ich weiß nicht, was ich getan habe. Ich komme mir vor wie unter einem Fluch stehend. Nichts liegt dabei in meiner Hand.“

„Wir werden das Rätsel lösen“, machte ich ihr Mut und lächelte dabei. „Nach der Show haben wir Zeit. Und so lange möchten wir Sie nicht aus den Augen lassen, Tessa.“

Sie zeigte sich etwas verwundert und fragte, während sie gleichzeitig in sich zusammenkroch. „Warum wollen Sie das tun? Was bin ich Ihnen wert? Ist es für Sie wichtig?“

„In der Tat.“

„Das ist ja eine Unverschämtheit! Das ist ja nicht zu fassen! Das kann ich nicht begreifen! Fremde in meinem Refugium! Raus, raus, raus, aber schnell! Hier wird gearbeitet und nicht geredet. Die Presse ist nachher an der Reihe.“

Es gab nur einen, der sich so aufregen konnte. Das war Roy Ralston, der Modeschöpfer, wie man früher diese Typen genannt hatte. Er kam mir vor wie ein übernervöses Eichhörnchen, aber seine Energie war nicht zu bremsen. Er räumte uns zur Seite und hatte in Bills Frau sein Opfer entdeckt.

„Hast du die Kerle hergebracht, Sheila? Gott, bist du denn irre? Die Presse...“

„Keine Sorge, sie sind nicht von der Presse.“

„Hach.“ Er verdrehte die Augen. „Das ist schon mal gut. Wer sind Sie dann?“

„Es sind mein Mann Bill und ein Freund. Wir wollten mit Tessa reden.“

Roy klappte seinen Mund auf. Er wirkte wie jemand, der auf der Stelle einfroh. „Nein, doch nicht jetzt! Unmöglich. Tessa muß gleich als Erste hinaus. Sie wird den Beginn der Dessousschau übernehmen. Da muß sie sich noch umziehen.“

„Viel kann *es* ja nicht sein“, meinte Bill und wurde für diese Bemerkung mit einem bösen Blick bestraft.

„Wie dem auch sei, Sie müssen jetzt raus.“

Gern tat ich es nicht. Ich hatte einfach das Gefühl, bei Tessa oder zumindest in ihrer Nähe bleiben zu müssen. Von einer Gefahr war zwar nichts zu sehen, ausschließen konnte ich sie keinesfalls, auch wenn alles so normal ablief.

„Bitte, Sie müssen jetzt gehen!“ Ralston schien doppelt so viel Hände zu haben, denn er schaffte es tatsächlich, uns zur Seite zu drängen und damit weg von Tessa.

Ich fing noch einen letzten Blick auf.

Kein drittes Auge mehr, aber in ihren normalen Augen lag noch immer der Ausdruck der Furcht. Dabei wußte sie nicht einmal, wovor sie sich fürchten sollte.

Vor der Garderobe atmeten wir tief durch. Zum Glück wurden wir nicht von anderen Typen bestürmt, da niemand Zeuge von der Szene in der Garderobe geworden war.

Sheila tippte mir gegen die Brust. „Jetzt bist du an der Reihe, John, was sagst du?“

„Zunächst einmal bin ich froh, mitgekommen zu sein.“

„Sehr gut.“

„Mit Tessa stimmt einiges nicht“, erklärte Bill. „Da ist ja nicht nur das dritte Auge auf der Stirn, das sich hin und wieder hervorschält, es gibt da noch die Angst, die sie regelrecht in den Klauen hält. Ich bin überhaupt gespannt, ob sie den nächsten Auftritt noch so durchstehen wird wie geplant.“

„Wir werden es sehen“, sagte ich.

„Gut, dann laß uns zurückgehen.“

Die Gaffer, Käufer und Presseleute hatten ihre Plätze wieder eingenommen und warteten auf den zweiten Teil der Schau. Auch wir saßen an der gleichen Stelle. Jetzt allerdings mit anderen Gefühlen und längst nicht mehr so locker. Ein jeder von uns ahnte, daß sich die Dinge verändern konnten, und das nicht eben positiv, denn die Angst in den Augen des Models wollte uns nicht aus dem Sinn.

Darüber sprachen wir noch immer. Bill kam zu dem Ergebnis, daß sie möglicherweise Angst vor ihrem eigenen Schicksal hatte.

„Kennt sie das denn?“ fragte ich.

„Nein, wohl nicht.“

„Dann ist es eben eine allgemeine Angst“, meinte Sheila. „So etwas ist ja neuerdings in.“

„Ja. Nur nicht so übertrieben und ausdrucksvoll wie bei Tessa. Das ist schon etwas anderes. Sie muß spüren, daß in ihr eine Veränderung vorgegangen ist, mit der sie nicht zurechtkommt. Eine andere Möglichkeit finde ich nicht.“

„Dann hat es wohl lange gedauert, bis ihr eigentliches Schicksal zum Vorschein kam“, meinte Bill. „Und das ist nicht leicht für einen Menschen zu verkraften, der bis dato völlig normal gelebt hat, auch wenn er einem ungewöhnlichen Beruf nachging.“

Niemand von uns widersprach. Außerdem richteten sich die Scheinwerfer durch verschiedene Schwenks ein und leuchteten dann auf den Anfang des catwalks. Dort zeigte der Vorhang eine Lücke. Der Steg selbst war mit einem neutralen Stoff bedeckt. Eine sehr blasse Farbe, die nicht von den eigentlichen Dingen ablenkte.

Es war alles wie gehabt. Nur diesmal saß ich da mit geschärfteren Sinnen und nahm die Dinge umso genauer auf. Auch die Musik hörte ich lauter, zuvor war sie mir kaum aufgefallen. Es waren weiche Melodien, die auch in den Abend und zur Nacht passten, also passend für die Mode, die nun vorgeführt wurde.

Dessous also...

Und dann kam sie!

Ein leichtes Raunen durchlief die Menge der Zuschauer, als sich Tessa zeigte. Sie trug wenig, aber was sie trug, war klasse und sicherlich auch teuer.

Ober- und Unterteil waren aus bester Spitze gefertigt worden. Wer beide Teile anzog, spürte sie sicherlich nur als einen Hauch auf der Haut, so leicht waren sie. Die Farbe lag zwischen blau und grün und mischte sich zu einem sanften türkisfarbenen Ton zusammen.

Ich beobachtete Tessa genau und war der Überzeugung, daß Sheila und Bill das gleiche taten.

Hatte sie sich verändert? Stand in ihren Augen noch immer die Angst? Oder war sie in der Lage gewesen, dieses tiefe Gefühl zu überspielen? Das dritte Auge jedenfalls zeichnete sich nicht ab. Auch Tessa wirkte so, als wäre nichts geschehen.

Sie bewegte sich locker. Auch war sie nicht mehr wie ein heroinkranker Gruftie geschminkt, sondern ein normales Make-up verteilt sich auf ihrem Gesicht.

Sie lächelte mit dem Mund und mit den Augen, die sie beim Gehen bewegte.

Mal nach rechts, mal nach links, wobei sie ihre Gehbewegungen den Melodien der Musik anglich.

Noch blieb die Stirn glatt. Nicht die geringste Andeutung eines Auges war dort zu erkennen. Ich hoffte für Tessa, daß es wirklich so bleiben würde.

Locke ging sie weiter. Es war recht still geworden. Auch die Musik hielt sich mehr im Hintergrund, und die Zuschauer schienen sich noch mehr auf Tessa zu konzentrieren als bei ihrem ersten Auftritt. Es wurde auch nicht geschrien. Flüsternde Kommentare wischten an meinen Ohren entlang. Was die Leute sagten, hörte ich nicht. Ich konzentrierte mich auf meine dünnen Haare auf den Handrücken, denn die hatten sich aufgerichtet, als wären sie von einem leichten Windstoß berührt worden.

Tessa passierte uns.

Sie lächelte weiter. Vielleicht sogar intensiver, als sie uns in der ersten Reihe am catwalk sah. Wie immer und als wäre nichts geschehen, ging sie ihren Weg, bis zu einem gewissen Punkt, an dem sie stehen blieb und sich dann mit einer gekonnten und grazilen Bewegung umdrehte.

Es war seltsam oder möglicherweise auch begründet, denn in diesen Augenblicken fiel mir der Mord an Gianni Versace ein, der erst einige Monate zurücklag. Ich erinnerte mich auch an die Kommentare seiner Kollegen, die davon gesprochen hatten, daß es auch in der Modebranche zu Gewalt kam.

Meine Spannung wuchs. Die Blicke hätte ich gern überall gehabt, aber das war leider nicht möglich. So beobachtete ich den Laufsteg und die Seite gegenüber. Dort hockten die Zuschauer ebenfalls dicht zusammen, aber sie waren mehr als wellige Masse zu sehen, aus der hin und wieder ein bleiches Gesicht erschien.

Tessa Hampton hatte das Ende des catwalks erreicht. Es folgte der Rückweg.

Wieder die gleiche Strecke, wieder die gleiche Musik, wieder die gleichen Bewegungen in der von der Hitze der Scheinwerfer aufgewärmten Atmosphäre.

Keine Veränderung.

Oder doch?

Es gab eine. Nicht auf dem Laufsteg und wahrscheinlich auch nicht von allen bemerkt. Wohl aber von mir, da ich unter einer besonderen Spannung stand.

Tessa kam von links.

An der anderen Seite, wo der Vorhang einen Spalt geöffnet war, hörte ich die dumpfen Geräusche, dann die wütenden Stimmen, auch die

leisen Schreie. Der Stoff bewegte sich hektisch, weil von der anderen Seite jemand dagegen drückte.

Auf einmal war der Mann mit dem Totenkopf da. Eine Horror-Gestalt wie aus dem Bilderbuch. Ganz in Schwarz gekleidet. Nur sein Totenschädel leuchtete in einer knochenbleichen Farbe.

Leider war das nicht alles. Mit viel Humor hätte man es noch als Gag einstufen können. Die Maschinenpistole in seiner Hand war es leider nicht. Und der Hundesohn hatte sie nicht nur zum Spaß mitgebracht, er wollte damit schießen und auch töten.

Sein Ziel war Tessa Hampton.

Eiskalt drückte er ab!

Es war alles erstarrt. Keiner war in der Lage, sich zu rühren. Auch ich saß unbeweglich auf meinem Platz, den Conollys erging es nicht anders. Und wieder schoß eine Szene aus einer weit entfernt liegenden Vergangenheit durch meinen Kopf, als Lady X, ein Mitglied der Mordliga, auf dem Laufsteg erschienen war, ebenfalls mit einer MPi bewaffnet, um ihre Mannequins mit Mörderaugen vorzuschicken.

Hier war es ein Kerl mit Totenkopf.

Ratterte oder bellte die Waffe?

Ich wußte es nicht. Jedenfalls spuckte sie die tödlichen Geschosse aus, die wie von der Schnur gezogen über den catwalk huschten und Tessa Hamptons Körper trafen.

Wichtig schlugen sie dort ein. Sie ließen der jungen Frau nicht die Spur einer Chance. Sie war auch nicht mehr weitergegangen, der Anblick hatte sie gelähmt. Jetzt nahmen ihr die Kugeln von einem Augenblick zum anderen das Leben.

Es trafen wohl alle. Mit einer ungewöhnlich verzerrt wirkenden Bewegung fiel das Model zu Boden, und für einen Moment sah ich sehr klar ihren Kopf.

Oder das, was die Kugeln von ihm übrig gelassen hatten. Es war schlimm.

Kein drittes Auge mehr. Keine Tessa Hampton, die uns weiterhelfen konnte, dafür ein brutaler Killer mit Totenschädel, der noch eine zweite Kugelgarbe aus seiner Waffe jagte.

Die Geschosse allerdings klatschten in die Decke. Sie waren mehr als Warnung gedacht, und der Killer dachte auch nicht mehr daran, eine dritte Garbe abzufeuern.

Auf der Stelle drehte er sich um und verschwand dorthin, wo er hergekommen war.

Zurück blieben eine tote Frau und eine Anzahl völlig entsetzter Menschen.

Ich wußte nicht, wer von den zahlreichen Zuschauern in meiner Umgebung geschrien hatte, ich jedenfalls war es nicht gewesen, denn

als erster von allen hatte ich den Schock überwunden, war hochgeschnellt und auf den Laufsteg gesprungen.

Aus dem Augenwinkel bekam ich mit, daß Bill mir folgte. Auch ihn hielt nichts mehr auf seinem Platz. Nur würde ich mich um ihn nicht kümmern können, das brauchte ich zudem nicht, denn Bill Conolly kam sehr gut allein zurecht.

Es war wichtig, den Killer zu fassen. Dieser Hundesohn mit der Totenkopf-Maske hatte so lächerlich ausgesehen und mehr an einen Clown erinnert. Nur war er nicht eben lustig gewesen. Unter den Augen zahlreicher Zeugen hatte er brutal ein Menschenleben vernichtet. Er hatte auf nichts Rücksicht genommen, nicht einmal auf sich selbst.

Mein Einsatz war gefährlich. Ein Mistkerl wie der Mörder würde auch weiterhin keine Rücksicht kennen. Deshalb mußte ich wahnsinnig aufpassen, um nicht irgendwelche unschuldige Personen in Gefahr zu bringen.

Ein Blutbad mußte unter allen Umständen vermieden werden. Aber auch der Killer durfte mir nicht entkommen. Ich mußte ihm die Maske vom Schädel reißen, um zu erfahren, wer sich darunter verborgen hielt. Seine Identität war die Spur zu seinen Hintermännern, die es sicherlich gab. Einer wie er arbeitete nicht auf eigene Rechnung.

Ich hörte aus der Garderobe die Schreie. Es gab ja die beiden Zugänge. Einen von der Seite her, den anderen von der Bühne, und den hatte der Killer auf seinem Rückweg genommen. Die Schreie der Models konnten durchaus die Sicherheitsleute des Hotels alarmieren. Ein Mann wie der mit dem Totenkopf würde sich den Weg möglicherweise freischließen.

All diese Gedanken waren mir innerhalb weniger Sekunden durch den Kopf geschossen. Ich hatte gehandelt wie ein Automat, und es war mir gelungen, den Vorhang zu erreichen. Dann erst brach hinter mir Panik unter den Gästen aus. Nun hatten sie begriffen, welches Drama sich auf dem Laufsteg abgespielt hatte.

Ich lief nicht in die Garderobe hinein. Für die nächsten Augenblicke blieb ich stehen. Es fiel mir schwer, den Lärm hinter mir zu ignorieren. Ein scharfer Atemzug wischte an meinem rechten Ohr vorbei. Neben mir stand Bill, das Gesicht angespannt. Auch er wirkte wie jemand, der auf dem Sprung ist.

Wir waren beide nicht ohne unsere Waffen losgerannt. Auch Bill hielt die Beretta jetzt in der Hand. In seinen Augen las ich die Frage, wie es wohl weitergehen würde. Ich gab ihm die Antwort durch ein Nicken. Die Garderobe und damit der Fluchtweg des Killers war wichtig.

Hinter dem Vorhang führte der Laufsteg noch ein kleines Stück weiter. Er endete an einer Treppe, über die die Models ihn betrat. Der Killer hatte alles längst hinter sich gebracht. Er war dabei, durch den Raum zu eilen, und er ging rückwärts, während er sich zugleich hektisch von

einer Seite zur anderen bewegte, seine Maschinenpistole mit beiden Händen festhielt und die Totenkopfmaske bei ihm so aussah, als würde sie auf dem normalen Kopf tanzen.

Er brauchte nichts zu sagen. Seine Handlungen sprachen für sich. Ich wunderte mich darüber, wie ruhig sich die Models und ihre Helfer verhielten. Entweder hatten sie Nerven wie Drahtseile oder standen einfach unter Schock. Wahrscheinlich stimmte letzteres.

In der Garderobe herrschte Durcheinander. Das hatte sich auch jetzt nicht geändert. Überall lagen die Klamotten herum. Stühle waren verrückt worden. Auf den Tischen herrschte ebenfalls Chaos, und die fahrbaren Kleiderständer standen mitten im Weg.

Bill und ich warteten noch immer. Der Mörder sollte keine Gelegenheit bekommen, durchzudrehen. Jede noch so geringe Veränderung konnte das bewirken. Er fuchtelte mit seiner Waffe herum, sprach aber nicht, und der verdammte Totenschädel auf seinem Kopf ließ ihn als einen grinsenden Clown erscheinen.

Der Mörder kannte sich aus. Obwohl er rückwärts lief, näherte er sich zielsicher der Tür. Wie jemand, der jeden Schritte schon zuvor einstudiert hatte.

Bill und ich standen günstig. Er hatte uns nicht entdeckt. Auch die Zuschauer verhielten sich trotz ihrer Panik richtig. Niemand nahm den gleichen Weg wie wir.

„Der schafft es, John!“

„Soll er auch! Ich hoffe zudem, daß er auch die anderen Räume im Hotel durchquert, meinewegen auch die Halle. Er darf nur nicht mehr schießen, verdammt.“

Bis jetzt war alles eingetroffen. Es sah auch gut in den folgenden Sekunden aus. Bis zu dem Augenblick, als der rückwärts laufende Killer mit dem Rücken gegen einen dieser mit Kleidung vollgehängten fahrbaren Ständer prallte.

Das Ding war schwer und bewegte sich dementsprechend langsam zurück. Der Mann mit dem Totenschädel aber mußte den Eindruck gehabt haben, von einem weichen Widerstand aufgehalten worden zu sein. Er war für einige Sekunden irritiert. Zudem war er gestolpert und fiel dabei nach hinten.

Das wäre alles nicht so tragisch gewesen. Doch es gab jemand, der sich plötzlich als Held fühlte. Von außen her wurde die Garderobentür aufgestoßen.

Zwei Helfer, die uns hatten aufhalten wollen, stürmten in den Raum. Sie trugen keine Schusswaffen. Dafür waren sie mit dunklen Schlagstöcken bewaffnet. Sie schauten sich um und erfaßten mit einem Blick, was hier abgelaufen war.

Sie schrien dem Killer irgend etwas zu. Dann rannten sie dem Mann entgegen, der noch immer mit den Kleidern beschäftigt war und sich mit einer Hand an den Stoffen festhielt, um nicht zu Boden zu fallen.

Der Mann sah die beiden und schoß.

Die Garbe fetzte aus dem Lauf. Kugeln schlugen in die Decke. Rissen dort Stücke hervor. Putz rieselte zu Boden, vermischt mit Staub. Die beiden Männer zuckten zurück, aber die Schüsse hatten in diesem Fall für die Panik gesorgt.

Es gab jetzt niemand mehr, der die Mädchen und Helfer unter Kontrolle hielt. Plötzlich drehten sie durch. Ihre Schreie gellten uns entgegen, denn Bill und ich waren ebenfalls nicht mehr stehen geblieben. Wir mußten eingreifen, denn eine weitere Garbe konnte durchaus Menschen erwischen.

Der Zugang zur Tür war uns versperrt. Aber auch dem Mörder. Dort herrschte ein wahnsinniges Gewimmel aus panikerfüllten Menschen. Für einen Moment tauchte innerhalb des Trubels der hohlwangige Roy Ralston auf. Er wirkte wie eine Marionette, an deren Fäden gezupft wurde, damit er es schaffte, weiterzulaufen.

Auf uns hatte der Killer nicht achten können. Seine Sorgen waren andere. Er wollte raus. Durch die Tür. Der Zugang war ihm verstopft. Seine Totenkopfmaske flog zu Boden. Dunkles Haar wuchs lang bis in den Nacken des Mannes hinein. Er schlug mit seiner Waffe um sich. Der Lauf schleuderte bei dem Treffer gleich zwei Models zu Boden, die sich darüber hinwegrollten und laut schrien.

Der Killer feuerte wieder.

Noch schoß er nicht in die Körper hinein. Aber mit der nächsten Garbe würde er sich den Weg freischließen.

Wenn es sein mußte, dann durfte ich nicht zögern, ihn mit einer Kugel in den Rücken zu stoppen.

Ich sah nicht, was sich in meiner Nähe alles abspielte. Das ganze Chaos huschte an mir vorbei wie schwache, schattige Bilder. Nur immer Momentaufnahmen, die nie lange stehen blieben, sondern ständig von neuen Bildern abgelöst wurden.

Wir hörten den Schrei und den Fluch des Mannes. Es war für uns wie ein Signal - und wir waren so nahe an ihn herangekommen, daß wir eingreifen konnten.

Er stand dicht davor, sich den Weg zur Tür rücksichtslos freizuschießen, und genau das verhinderte ich zunächst.

Ich schoß nicht. Ich stieß mich ab und sprang gegen seinen Rücken. Den Mann erwischte ich mit meinem vollen Gewicht. Er wurde davon überrascht und zog glücklicherweise nicht im Reflex den Abzug der Waffe durch.

Beide prallten wir zu Boden und rissen beim Fall den fahrbaren Ständer mit. Ihn schoben wir mit unserem Gewicht weiter. Auf seinen Gummirädern rollte er weiter, während wir von jeder Menge Kleider behindert wurden.

Er würde schießen wollen, das stand fest. Nur war er zunächst überrascht. Diesen Vorteil mußte ich nutzen. Mit der rechten Hand schlug ich zu. Dabei hielt ich die Beretta fest und zielte dorthin, wo ich den Kopf oder das Gesicht vermutete.

Ich hörte einen Schrei. Unter mir zuckte der Killer. Von rechts erschien eine Gestalt. Bill Conolly schien Krakenarme bekommen zu haben. Gebückt tauchte er in den sich wild bewegenden Kleiderhaufen ein und hebelte mit einem sicheren Griff den Arm des Mannes in die Höhe, bevor er ihn drehte.

Ein wahnsinniger Schrei erreichte meine Ohren. Dann hielt Bill die Waffe des Killers fest. Er sprang damit zurück, während ich noch einmal zuschlug. Ich bekam freie Bahn, denn für einen Moment verrutschte das auf dem Kopf des Mannes liegende Stück Stoff, und das Gesicht lag frei vor mir.

Diesmal erwischte ich den Hals des Mannes. Zugleich drückte ich seinen Körper durch mein Gewicht zu Boden. Das Gesicht des Mannes blutete, es war verzerrt, doch nach dem zweiten Hieb entspannten sich die Züge, denn dieser Treffer schickte ihn in das Reich der Bewusstlosigkeit.

Für eine Sekunde schien die Welt um mich herum einzufrieren. Selbst meinen eigenen Herzschlag hörte ich kaum. Es war eine wahnsinnige Erleichterung, die mich überfallen hatte, denn Bill und ich hatten den Killer stoppen können, ohne daß er ein Blutbad angerichtet hatte.

Dann hatte mich die normale Welt wieder. Der Trubel, die Schreie, die Bewegungen, die Hetze, all die Angst, die regelrechte Wellen schlug. Schrilles Weinen, Hysterie. Türen schlügen zu. Aus dem Hintergrund hörte ich ebenfalls die lauten Rufe irgendwelcher Männerstimmen. Ich sah fremde Personen um Bill und mich herum, aber sie kamen mir vor wie Schatten, die sich bald wieder auflösten.

Tief holte ich Luft. Schminke, Puder, den Geruch von Essenzen, all das nahm ich deutlicher wahr, aber vor mir lag der Mörder auf dem Rücken, die Augen verdreht, das Gesicht blutig und verzerrt.

Ich holte Handschellen hervor und legte sie ihm an. Bei einem Menschen wie ihm mußte ich einfach auf Nummer Sicher gehen. Er durfte keine Gelegenheit bekommen, zu verschwinden.

Bill hatte sich um seine Waffe gekümmert. Hotelangestellte unterstützten das Personal einer privaten Sicherheitstruppe und sorgten dafür, daß keine Fotografen an den Schauplatz des Geschehens herankamen. Die Reporter schossen trotzdem Fotos, als ginge es darum,

einen Weltmeistertitel zu erringen. Vielleicht brachte der Zufall ja das eine oder andere Bild, mit dem sich ein kleines Vermögen verdienen ließ.

Zum Glück wurden der Killer und ich vom Kleiderständer gut genug geschützt. Bill hatte sich mit der MPi ebenfalls in diese Deckung zurückgezogen.

Ich ließ den Killer liegen und erhob mich. In meiner Nähe rannte ein kreischendes Etwas halbnackt in Richtung Laufstegtreppe und brach dort zusammen.

Auf einmal war auch Sheila da. Kreidebleich im Gesicht schaute sie uns an. Aber sie wirkte erleichtert, als sie sah, daß uns nichts passiert war. Das Handy zwischen ihren Fingern zitterte. „Ich habe die Polizei angerufen.“

„Sehr gut“, lobte Bill seine Frau, bevor er sie in den Arm nahm. Die MPi übergab er mir.

Natürlich hatte keine Ruhe einkehren können. Aber es war nicht mehr so schlimm wie noch vor kurzem. Die große Panik war vorüber. An der Tür tauchten die ersten Uniformierten auf. Sie wurden von Roy Ralston abgefangen, der hektisch mit ihnen sprach und ebenso hektisch in unsere Richtung deutete.

Bevor die Kollegen irgend etwas Falsches unternahmen, was verständlich gewesen wäre, hielt ich ihnen meine ausgestreckte Hand mit dem Ausweis entgegen und rief ein paar Mal laut: „Scotland Yard.“

Das reichte. Sie wurden ruhiger, blieben allerdings mißtrauisch, bis ich erkannt wurde, und plötzlich hatten wir Ruhe. Die Kollegen schufen eine Insel. Sie drängten Neugierige weg, sie schlossen die Tür, und es blieben nur die wichtigen Personen zurück.

Bill hatte telefoniert und grinste verbissen, als er Sheila das Handy zurückgab. Dann wandte er sich an mich. „Ich habe die Mord-Kommission angerufen. Die Truppe wird bald hier sein. Tanner ist übrigens ihr Chef.“

„Gut, sehr gut.“ Chief Inspektor Tanner war ein alter Freund von uns. Ein grimmiger Typ, dessen Markenzeichen ein alter Hut war, den er praktisch nie abnahm. Am Sitz seines Hutes konnte auch sein Seelenzustand abgelesen werden. Saß er normal auf dem Kopf, war alles okay. Rammte er ihn nach hinten, war Tanner sauer, und wahrscheinlich würde er ihn heute im Nacken sitzen haben.

Ich ließ Bill und Sheila zurück. Mein Weg führte mich wieder zurück auf den Laufsteg, der zum Tatort geworden war. Als Model fühlte ich mich bestimmt nicht, als ich die Strecke ging, die normalerweise den Mannequins vorbehalten blieb.

Es gab keine Zuschauer mehr. Vor mir lag der menschenleere Hotelsalon. Einige Bänke waren umgekippt, und auch Stühle lagen am

Boden. Wer hier zugeschaut hatte, der hatte den Ort des Todes fluchtartig verlassen.

Es war nicht still. Nur kam es mir so vor, als ich auf das tote Model zuging. Tessa Hampton war nicht alt geworden, gerade mal 22, und jetzt lag sie mitten auf dem catwalk, der für sie alles bedeutet hatte und nun zum Ort des Sterbens geworden war.

Einen halben Schritt von der Leiche entfernt blieb ich stehen. Die Luft war kalt geworden. Das Licht der Scheinwerfer erinnerte mich mehr an Eisstrahlen. Ich glaubte, einen Kloß in der Kehle zu haben. Er war einfach nicht wegzuwürgen.

Staubteilchen umschwirrten mich, verursachten einen Niesreiz, den ich auch nicht unterdrückte. Neben der Toten ging ich in die Knie. Ich wollte sie genauer untersuchen, ohne etwas zu verändern. Dabei kam es mir nicht so sehr auf ihren Körper an, das Gesicht war wichtiger, und besonders die Stirn.

Dort hatte nicht nur ich das dritte Auge gesehen. Es war vorhanden gewesen, und ich hoffte, noch einen Rest sehen zu können.

Die Kugeln hatten Tessa zu Boden geschleudert, und sie war dabei zur Seite gefallen. Ihre Beine hingen über den Rand hinweg, zogen sie aber nicht vom Laufsteg.

Das Gesicht zeigte bereits die Totenstarre. Ich sah die Wunden, ich sah das Blut. Ich sah ihre Stirn, die den Namen nicht mehr verdiente, aber nichts war von einem dritten Auge zurückgeblieben. Die Kugeln des Killers hatten es zerstört.

Hatte Tessa wirklich nur sterben müssen, weil sie eine Psychonautin gewesen war? Wenn es zutraf, dann baute sich sofort die nächste Frage auf. Warum hatte man sie umgebracht? Was war der Grund dafür gewesen? Wer steckte dahinter und zog die Fäden? Und hatte dieser Unbekannte nur sie im Visier oder noch andere?

Diese Gedanken waren eine logische Folge, und ich dachte noch einen Schritt weiter. Möglicherweise gab es irgendwelche Psychonauten-Jäger. Das wäre nicht einmal neu gewesen, und ich wußte, daß verdammt viel Arbeit vor uns lag.

Wichtig war auch, daß ihr Mörder überlebt hatte. Ihn würden wir durch die Verhörmühle drehen, das stand fest.

Während ich mich wieder aufrichtete, nahm ich den Hauch von kalten Zigarren wahr. Ich wußte, wer so roch und mußte mich nicht einmal umdrehen. Der Laufsteg vibrierte unter den schweren Tritten, dann seufzte jemand bitter auf, bevor er sprach.

„John Sinclair! Wie hätte es auch anders sein können. Immer wieder da, wo die Toten sind.“

Ich drehte mich um. Tanner stand vor mir. Den Hut hatte er zurückgeschoben. Wie immer sah sein Gesicht bleich aus, und wie

immer schaute er mich mit seinem traurigen Dackelblick an. Zwischen seinen Lippen hing eine halb angerauchte Zigarre.

„Tja, so trifft man sich wieder.“

„Ich weiß.“ Er kam näher und reichte mir die Hand. „Auf dem Weg habe ich schon einiges gehört. Scheißgeschichte, wie?“

„Das kannst du sagen.“

„Ich habe meine Leute bewußt zurückgelassen, weil ich von dir mehr wissen wollte.“

„Es macht mich zwar nicht glücklich, dies zu sagen, aber leider kann ich dir nicht helfen, Tanner. Ich weiß selbst nicht, in welch einem Zusammenhang dieser Mord steht. Der Killer ist hier erschienen und hat das Model einfach abgeschossen. Verstehst du? Es ging über den Laufsteg, der Mörder erschien dort, wo der Vorhang hängt, und er ließ das Mädchen auf sich zukommen. Dann drückte er ab. Einfach so. Er schoß sie kurzerhand nieder.“

„Ohne Motiv?“

„Fast ohne.“

„Aha.“

„Nichts, Tanner, nichts. Das wird nicht dein Problem werden. Soviel kann ich schon sagen.“

„Und ich habe damit auch gerechnet.“

„Ist mir klar.“ Ich schaute auf die Tote. „Diese Tessa Hampton ist nicht nur ein normales Model gewesen, sie war noch etwas anderes, und zwar gehörte sie zu den Psychonauten.“

Tanner schwieg. Er war nicht in alles eingeweiht, obwohl wir uns gut kannten, und jetzt hatte er schon Schwierigkeiten, meiner Erklärung zu folgen. „Müsste ich sie kennen?“

„Nicht unbedingt. Die Psychonauten sind ganz normale Menschen, aber sie entstammen einer alten Rasse. Sie haben praktisch durch Generationen hinweg überlebt, und das, was bei vielen Menschen im Laufe der Zeit verkümmerte, trat bei ihnen wieder deutlich hervor. Es ist das dritte Auge, Tanner.“

„Ah ja, das dritte Auge.“ Er nickte. „Klar. Nichts leichter als das. Ein drittes Auge. Wo denn? Auf dem Bauchnabel?“

„Nein, auf der Stirn.“

Tanner hatte gesehen, daß mir nicht spaßig zumute war. „Sorry, John, aber auch ich muß mich abreagieren.“

„Sicher. Das versteht jeder.“ Ich schlug ihm auf die Schulter. „Es wird noch Arbeit für uns geben.“

„Du denkst an den Killer.“

„An wen sonst? Wir haben irrsinniges Glück gehabt. Er hätte auch ein Blutbad anrichten können, aber da waren Bill und ich glücklicherweise schneller.“

„Ja, dann laß uns mal unsere Arbeit machen. Wir kommen später wieder zusammen. Um den Mörder kümmert sich der Arzt. Gut sieht der Mann nicht gerade aus.“

„Ich konnte in diesem Fall keine Rücksicht nehmen.“

„Wo finde ich euch?“

„Ich brauche jetzt einen Schluck. Dieser Laden hier hat eine Tagesbar. Wenn sie nicht überfüllt ist und keine Reporter dort wie die Fledermäuse hängen, gehe ich hin.“

„Könnt ihr, John. Ich habe Verstärkung angefordert und den gesamten unteren Bereich hier absperren lassen. Ich will keine Neugierigen haben.“

„Bis später dann.“

„Trink einen für mich mit, John.“

Ich gab keine Antwort, lächelte nur, und dieses Lächeln sah bitter aus...

Das Holz der Tagesbar bestand aus warmen Brauntönen und schimmerte so ähnlich wie die Haut des farbigen, jungen Keepers, der die Gäste bediente. In diesem Fall waren es das Ehepaar Conolly und ich. Selbst Sheila konnte einen Drink vertragen und hatte sich für einen einfachen Whisky entschieden, während Bill und ich uns einen doppelten genehmigten. Daß es uns nicht besonders ging, war schon der Farbe der Gesichter abzulesen. Wir sahen ziemlich grau aus, geschafft, denn derartige Taten hinterlassen bei jedem Menschen Spuren. Auch der Keeper sah aus, als hätte er sich am liebsten verkrochen.

Wir tranken. Sheila hatte sich gegen ihren Mann gelehnt und hielt die Augen fast geschlossen. Wahrscheinlich sah sie alles noch einmal vor sich. Hin und wieder rann ein Schauer über ihr Gesicht. Dabei sprach sie leise mit sich selbst und redete davon, daß sie auf keinen Fall mehr ins Modegeschäft wieder einsteigen wollte. Immer wenn sie sich mit der Branche beschäftigte, gab es ein Unglück.

Ich sah das anders. Ihr Mann Bill ebenfalls, aber wir behielten es für uns. Über Sheilas Kopf hinweg schaute Bill mich an. Die Fragen standen in seinen Augen, und er sah auch, wie ich die Schultern hob, bevor er nur ein Wort ausgesprochen hatte.

„Nichts, John?“

„Nur das Auge bisher.“

„Und was hältst du von dem Mörder?“

„Soviel wie du.“

„Ich wollte auf sein Aussehen kommen, verstehst du?“

„Warum?“

„Sieh es bitte nicht als rassistisch an, so ist das nicht gemeint, aber dieser Mann sieht aus wie ein Südeuropäer oder ein Orientale.“

„Das kann ich bestätigen.“

„Gut.“

„Und weiter?“

Bill Conolly wiegte den Kopf. „Ich habe nachgedacht, John, und meine Überlegungen auch zurück in die Vergangenheit fahren lassen, in der wir beteiligt waren. Dabei kam mir wieder etwas in den Sinn. Kannst du dich daran erinnern, wie ein Mann namens Leonidas die Psychonauten gejagt hat?“

„Sicher kann ich das.“

„Nun ja, er wollte uns auch vernichten. Es misslang, wir konnten entkommen, und das Hauptquartier des Mannes, der ebenfalls mal ein Psychonaut war, flog in die Luft.“

„Stimmt, Bill. Von diesem Zeitpunkt an war Leonidas verschwunden. Keiner weiß, ob er noch lebt.“

„Ich glaube daran.“

„Seit wann?“

„Eigentlich schon immer. Doch dieser Mord hier hat mich in meiner Meinung verstärkt.“

„Hatte er nicht auch eine eigene Fluglinie?“

Bill nickte. „Die gibt es nicht mehr. Da habe ich mich schon erkundigt. Ich könnte mir vorstellen, daß er die Zeit genutzt hat, um sich wieder zu regenerieren. Seinen alten Haß wird er bestimmt nicht verloren haben.“

Ich brauchte Zeit, um nachzudenken, trank einen kleinen Schluck Whisky und achtete darauf, wie er über meine Zunge und dann in die Kehle rann. Das lag alles so lange zurück. Inzwischen waren wir mit anderen Problemen konfrontiert worden, die die Psychonauten betrafen. Unter anderem auch mit UFOs, so daß mir der Gedankensprung zu dem Griechen nicht leicht fiel.

„Du zweifelst, John?“

„Bis jetzt noch. Wichtig ist, was uns dieser Killer zu berichten hat, wenn er wieder zu sich kommt.“

„Falls er redet.“

„Es wäre nur für seinen Vorteil.“

„Das mach ihm mal klar.“

Ich hob die Schultern. „Wie dem auch sei, Bill, meine Gedanken bewegen sich zusätzlich noch in eine andere Richtung. Das Model war einfach erschossen worden. Völlig grundlos für mich. Ich kam damit nicht zurecht. Es war wie eine Jagd gewesen. Er tauchte auf und schoß diese Frau vom Laufsteg, obgleich er von zahlreichen Zeugen gesehen worden war. Seine Totenkopfmaske war mehr ein makabrer und tödlicher Spaß gewesen oder wie auch immer.“

Warum hatte er Tessa getötet?

Ich dachte hin und her, einen Grund fand ich nicht, aber mich wollte ein anderer Gedanke nicht loslassen, und den wiederum formulierte ich laut und hörbar.

„Könnte es sein, Bill, daß Tessa Hampton nur das erste Opfer gewesen ist und ihm andere folgen werden?“

Der Reporter schrak zusammen. „Du denkst natürlich an andere Psychonauten?“

„Ja.“

„An wen noch?“

„Es gibt nur eine Person, die wir kennen. Auch sie ist weiblich. Dagmar Hansen eben. Harry Stahls Freundin. Sie könnte uns eventuell weiterhelfen.“

Bill drehte sein Glas. „Glaubst du das wirklich?“

„Nein, nicht direkt. Aber ich möchte es auch nicht von der Hand weisen. Ich werde Harry Stahl auf jeden Fall anrufen und ihn von diesen Vorgängen hier informieren. Er soll die Augen offen halten.“

„Wann?“

Da ich ungern etwas auf die lange Bank schob, rutschte ich vom Hocker. Nicht weit entfernt hatte ich eine Telefonzelle gesehen. Mein Handy ließ ich stecken.

Natürlich waren die Conollys gespannt, und als ich wieder zurückkehrte, sahen sie meinem Gesicht an, daß ich Pech gehabt hatte. „Sorry, aber Harry war nicht erreichbar.“

„Ein neuer Fall?“

„Möglich. Vielleicht auch Urlaub.“

„Hast du es bei seiner Partnerin versucht?“

„Nein, ich habe die Nummer nicht. Darum kann ich mich noch später kümmern. Wichtig sind die Aussagen des Killers. Er ist zudem nicht so schwer verletzt, als daß er nicht reden könnte. Das wird sich alles noch zeigen. Zunächst stehen wir am Anfang.“

„Wo soll der Mann denn verhört werden?“

„Ich werde veranlassen, daß er zum Yard geschafft wird.“

„Gut, dann bin ich dabei.“

Bill gehörte zwar nicht zu den Kollegen, doch seinen Wunsch konnte ich ihm nicht abschlagen.

Ich leerte mein Glas.

Der Whisky war edel. Daß er mir nicht schmeckte, lag nicht an ihm, sondern an mir, denn vor meinen Augen wollte das Bild des toten Models einfach nicht weichen...

In den restlichen Stunden der Nacht war nichts mehr passiert. Trotzdem hatten Dagmar Hansen und Harry Stahl kaum schlafen können. Beide hatten im Bett gelegen, sich an den Händen gehalten und

waren immer wieder auf das eine Thema zu sprechen gekommen. Bei Dagmar hatte sich keine Veränderung gezeigt, ihre Stirn war glatt und normal geblieben. Trotzdem hatte die Unruhe sie nicht schlafen lassen. Beide gingen davon aus, daß es ein Anfang war, und Dagmar kam einfach nicht darüber hinweg, daß sie praktisch nicht aus freien Stücken nach Oberstdorf gefahren war. Es war ihr so vorgekommen, als hätte man sie praktisch hergeholt, und dieses Gefühl hatte sich noch verstärkt.

Irgendwann, die vierte Morgenstunde war schon angebrochen, schreckte sie plötzlich hoch. „Ich hab's“, flüsterte sie. „Ich weiß jetzt Bescheid, Harry!“

„Wie... was?“ Stahl war etwas durcheinander, denn er hatte in einem Halbschlaf gelegen.

Dagmar schlug mit der Hand auf die Bettdecke. „Meiner Ansicht nach gibt es hier in der Nähe einen Ort, den wir unbedingt finden müssen, weil dort das Rätsel verborgen liegt.“

„Du denkst an die angebliche Hexe, die verbrannt wurde?“

„Ja, genau. Ich will den Ort finden.“

„Ihr Tod liegt verdammt lange zurück“, wandte Harry ein.

„Alles klar, Harry, das weiß ich selbst. Aber es gibt auch Leute, die sich mit der Geschichte dieses Ortes und dessen Umgebung beschäftigt haben, und sicherlich nicht nur mit der positiven, wenn du verstehst. Da müßten eigentlich alle Sünden der Vergangenheit aufgeschrieben worden sein. So jedenfalls sehe ich es, und ich glaube nicht, daß ich dabei falsch liege.“

Stahl war einigermaßen überzeugt. „Das ist zumindest eine Möglichkeit.“

Dagmar ließ sich zurücksinken. Als sie lag und Harry nach links schaute, entdeckte er trotz der schlechten Beleuchtung das Lächeln auf den Lippen seiner Partnerin. Für sie waren ihre Überlegungen der erste Schritt auf das neue Ziel.

„Dann könnten wir ja versuchen, noch einige Zeit zu schlafen, schlage ich vor.“

„Ja, das schon.“

„Aber der Urlaub ist vorbei, denke ich.“

Dagmar lachte leise. „Hat er bei uns jemals richtig funktioniert?“

Harry seufzte. „Nein, nicht direkt. Aber so wird es wenigstens nicht langweilig...“

Lange geschlafen hatten die beiden nicht. Gegen acht Uhr waren sie geduscht, hatten im Frühstücks-TV die Nachrichten mitbekommen und fühlten sich ein wenig wie gerädert.

Dagmar lehnte an der Tür zum Bad und strich dabei über ihre Stirn.

„Ich könnte noch weiterschlafen“, erklärte sie.

„Das vergeht nach der dritten Tasse Kaffee.“

„Dabei wollte ich heute nur Tee trinken.“ Sie strich über das Zopfmuster des hellblauen Pullovers hinweg, den sie zur weißen Jeans trug. Den Bügel der Sonnenbrille hatte sie im Ausschnitt des Pullovers festgeklemmt, und ihre Füße steckten in bequemen, halbhohen, ebenfalls hellblauen Wildlederschuhen.

Harry schloß die Tür auf. Er ließ seiner Freundin den Vortritt. Auf der Schwelle gähnte Dagmar noch einmal und schimpfte über sich selbst. Die beiden hätten den Fahrstuhl nehmen können, liefen aber die beiden Treppen hinab und streiften dabei dicht an der mit Rauputz bedeckten Wand entlang. In den restlichen Stunden der Nacht war nichts mehr passiert. Keine bösen Träume, kein Auge, das auf Dagmars Stirn geleuchtet hätte. Eine gewisse Ruhe vor dem Sturm, den Harry, so hoffte er zumindest, unter Kontrolle halten konnte.

Sein Gefühl sprach dagegen. Er verglich sich mit jemand, der die Hand in die Nähe des Feuers gehalten hatte, die Wärme zwar spürte, sich aber noch nicht verbrannt hatte. Das würde noch kommen, je länger die Flammen loderten, und auch ihre Hitze würde zunehmen.

Innerhalb des kleinen Hotels herrschte vom Design her nicht nur eine freundliche Atmosphäre - alle Räume waren sehr licht gestaltet worden, da sie vom Raum her schon beengt waren -, sondern auch die Besitzer und Mitarbeiter waren von ausgesuchter Freundlichkeit, und das spürte der Gast, denn diese Freundlichkeit war in keinem Fall aufgesetzt. Es entsprach der Mentalität der Menschen, und so fühlte sich der Gast sehr wohl. Von der kleinen Rezeption her wurde ihnen ein Morgengruß entgegengeschickt und mit der Bemerkung verbunden, daß sich das Wetter auch noch in den nächsten Tagen so wunderbar sonnig halten würde.

Morgens die leichte Kühle, verbunden mit einigen Nebelwolken, und später dann der strahlende Sonnenschein, der auch in den hell eingerichteten Frühstücksraum hineindrang, denn um diese morgendliche Zeit stand die Sonne günstig.

Das kleine, aber feine Buffet war aufgebaut. Es gab alles knackfrisch, von der Butter über die verschiedenen Wurst-, Brot- und Semmelsorten, bis hin zu den Eiern und der Bioecke mit den zahlreichen Müslis und Körnern.

Dagmar und Harry holten sich ihre Orangensaft, bestellten bei einem Kellner mit schwarzen, kurzgeschnittenen Haaren ihren Kaffee und setzten sich an den Tisch, der für sie immer freigehalten wurde. Er stand am Fenster, und der Blick fiel bis zu den Bergen hin, die sehr bald schon helle Hauben aus Schnee bekommen würden. Noch war bei diesem Sonnenschein daran nicht zu denken.

Als Harry sein Ei köpfte, schaute Dagmar auf ihren leeren Frühstücksteller. Sie war mit ihren Gedanken ganz woanders und sprach

sie schließlich aus. „Von wem willst du denn erfahren, wie es damals hier zugegangen ist?“

„Von Frau Hagner, zum Beispiel.“

„Der Hotelbesitzerin?“

„Ja. Sie ist eine Einheimische. Menschen wie sie kennen sich aus. Zumeist kennen sie nicht nur die besten Wanderwege, sie wissen auch, was früher einmal hier passiert ist.“

Dagmar war skeptisch. „Das liegt aber alles schon sehr, sehr lange zurück.“

„Manchmal hat man Glück.“

„Gut.“ Dagmar stand auf. „Dann werde ich mir jetzt mal ein paar Sattmacher holen.“

„Tu das.“

„Soll ich dir etwas mitbringen?“

„Später werde ich...“

„Guten Morgen, zusammen!“ Die kräftige und freundliche Stimme der Hotelbesitzerin begrüßte die wenigen Gäste, als Frau Hagner eintrat, sich umschauten und ihren kleinen Rundgang an den Tischen vorbei begann. Hin und wieder hielt sie auch ein kleines Schwätzchen, wenn die Gäste es wünschten.

Harry saß günstig. Er wurde zuerst von der Besitzerin konsultiert.

„Wenn ich Sie um etwas bitten dürfte, Frau Hagner...“

„Aber gern. Was denn?“

„Können Sie gleich noch einmal zu uns kommen? Wir haben einige Fragen an Sie.“

„Mach ich doch glatt, Herr Stahl. Es sind doch wohl keine Beschwerden - oder?“

„Nein, das auf keinen Fall.“

„Alles klar?“ erkundigte sich Dagmar, als sie wieder Platz nahm und Harry irritiert auf den Müsliteller schaute. „Himmel, du lebst aber gesund.“

„Und wie.“

„Um auf deine Frage zurückzukommen, Dagmar. Es ist wirklich alles klar. Frau Hagner kommt gleich zu uns.“

„Prächtig. Dann kann ja nichts schief gehen.“

Harry lächelte. „Hoffentlich. Du hast recht. Auch ich bin optimistischer geworden, denn die Erinnerungen berühren mich nicht mehr so emotional, sie haben sich gesetzt.“

Dagmar gab sich erstaunt. „Damit hast du doch nichts zu tun gehabt. Es betraf mich.“

„Stimmt.“ Er faßte nach ihrer Hand. „Nur tut es auch mir weh, wenn ich dich leiden sehe. Verstehst du?“

Dagmar senkte den Blick. Sie schaffte es, noch rot zu werden. „Danke“, sagte sie etwas verlegen und spürte das Band der starken Sympathie, das sich zwischen den beiden aufgebaut hatte.

Danach ließen sie es sich schmecken, waren aber schweigsamer als sonst, weil jeder seinen Gedanken nachhing. Der Zustand fiel auch Frau Hagner auf, die sich zunächst räusperte, um auf sich aufmerksam zu machen, sich dann zu den Gästen setzte, nachdem Harry ihr den Platz mit einer Handbewegung angeboten hatte.

„Sie sehen aber etwas unausgeschlafen aus, wenn ich das so sagen darf.“

„Dürfen Sie, Frau Hagner, denn es stimmt. Wir haben noch lange vor dem Einschlafen geredet.“

„Probleme?“ erkundigte sich die etwa fünfundfünfzigjährige Frau mit dem sonnenbraunen Gesicht.

Harry wiegte den Kopf. „Wie man es nimmt. Vielleicht keine Probleme, an die Sie denken.“

„Um Himmels willen. Bitte, ich möchte nicht in Ihre privaten Dinge eindringen.“

„Nein, das ist auch in der letzten Nacht nicht der Fall gewesen. Wir haben uns einfach über Oberstdorf und seine nähere Umgebung unterhalten. Das ist alles.“

„Ah ja, dann...“

„Und über die Vergangenheit!“ stellte Dagmar schnell klar. „Sie hat uns ebenfalls interessiert. Dabei spreche ich von einer Vergangenheit, die schon lange zurückliegt. Von Menschen, die einmal hier gelebt haben oder zugewandert sind.“

„Damit können Sie nur die Waisen gemeint haben.“

„Allgemein schon“, sagte Harry. „Aber das ist uns wiederum zu allgemein.“

Frau Hagner blieb sehr freundlich. „Denken Sie da an etwas mehr Spezielles?“

„Das ist der richtige Ausdruck.“

Die Chefins lächelte den beiden zu. Allerdings etwas verlegen, und sie sagte dann: „Wenn ich Ihnen vielleicht helfen kann, irgendwelche Lücken zu schließen, werde ich mich darum bemühen. So firm wie mein Mann ist, was die Geschichte hier angeht, bin ich nicht. Ich gebe allerdings zu, daß ich auch hinzugelernt habe.“

„Wunderbar“, sagte Harry und nickte. „Uns geht es im Prinzip um eine Sache, die wir im Ort erfahren haben. Von einem Einheimischen. Wir sind mit dem alten Mann ins Gespräch gekommen, und Sie wissen ja, wie das ist, Frau Hagner. Ältere Leute reden oft und gern, und sie sind auch froh, wenn sie Zuhörer haben. So erzählte dieser Mann von einer alten Zeit, die gar nicht so gut war.“

„Die Menschen haben früher viel mehr und auch länger gearbeitet!“ unterstrich Frau Hagner die These.

„Nur ging es darum nicht. Er kam auf ein schreckliches Einzelschicksal zu sprechen.“

„Ach!“ In den Augen der Chefins leuchtete plötzlich Interesse. Sie spürte, daß ein interessantes Thema in der Luft lag, und Dagmar Hansen übernahm das Wort.

„Dieser Mann hat uns von einer Hexe berichtet, die hier verbrannt worden ist. Die letzte Hexe von Oberstdorf. Es liegt schon sehr lange zurück. An eine genaue Zeitspanne konnte er sich nicht erinnern. Die Frau soll während eines Festes zur Austreibung der Wintergeister auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden sein.“

Frau Hagner schwieg zunächst. Sie sah aus, als müßte sie darüber nachdenken, räusperte sich und sprach sehr leise einen Namen aus: „Marianne.“

„Wie bitte?“

„Marianne“, sagte sie jetzt lauter. „Die Frau, die damals als Hexe verbrannt worden ist, hieß Marianne.“

Dagmar und Harry zeigten sich angenehm überrascht. „Dann kennen Sie die Geschichte also auch?“

„Klar. Viele Einheimische hier kennen sie. Das ist eine Sache, die sich um Schuld und Sühne dreht. Die Menschen haben damals einen Fehler begangen oder einen Mord. Aber der Hexenglauben hat sich hier lange gehalten, und auch heute ist er noch nicht wieder ausgeräumt worden. Das muß man ganz klar sagen. Man braucht nur die Zeitungen aufzuschlagen. Wie oft liest man da Berichte über moderne Hexen, wie immer man dieses Thema auch verstehen soll. Aber auch der alte Hexenglauben könnte noch bei Menschen vorhanden sein, die in den einsamen Seitentälern der Alpen leben. Nicht hier, aber in den Nachbarländern.“

„Wissen Sie denn, Frau Hagner“, fragte Dagmar, „warum diese Marianne auf den Scheiterhaufen gestellt wurde?“

„Weil sie angeblich eine Hexe war.“

„Wie hat sich das bemerkbar gemacht?“

Die Hotelchefin hob die Schultern. „Jetzt fragen Sie mich aber Dinge, die ich Ihnen kaum beantworten kann. Das alles geht ins Reich der Fabel und der Phantasie hinein. Man hat sie eben als Hexe angesehen, weil wohl bestimmte Eigenschaften darauf hinwiesen.“

„Welche könnten das denn gewesen sein?“

„Oh, da verlangen Sie zuviel von mir. Wie soll ich Ihnen das alles sagen?“

„Es ist klar, daß Sie nicht dabei gewesen sind“, sagte Harry. „Aber was erzählt man sich denn so? Oft halten sich ja Geschichten über Generationen hinweg.“

„Das ist allerdings wahr. Sie haben mit jemand gesprochen. Konnten sie von Ihrem Informanten keine Einzelheiten herausbekommen?“

Die beiden schauten sich an. „Nun ja“, gab Harry schließlich zu. „Der alte Mann sprach von einem Auge, dem dritten Auge, das die Hexe angeblich gehabt hat. Aus diesem Grunde wurde sie als Hexe bezeichnet, auf den Scheiterhaufen gestellt und den Flammen übergeben.“ Er lächelte etwas bissig. „Aber ein drittes Auge...“ Den Rest des Satzes ließ er unausgesprochen, um Frau Hagner die Chance für eine Antwort zu geben.

Sie tippte zweimal mit dem Finger auf die Tischdecke. „Ja, da haben Sie genau die Wahrheit gehört. Oder das, was man als Wahrheit annimmt.“

„Ein drittes Auge?“ fragte Dagmar.

Frau Hagner nickte. „So jedenfalls heißt es in der Legende oder in der Überlieferung. Man hat von einem dritten Auge gesprochen, das die Frau angeblich besaß.“

„Auf der Stirn?“

„Richtig. Und es heißt weiter...“, sie senkte jetzt die Stimme, grüßte zuvor noch die Gäste, die am Nebentisch ihre Plätze einnahmen, „... daß die Hexe dank ihres dritten Auges die Menschen und auch das Vieh beeinflußt und verhext hat.“

„Das ist interessant“, gab Harry zu.

Frau Hagner winkte ab. „Alles nur Gerede, denke ich.“

„Aber die Leute müssen daran geglaubt haben, sonst wäre diese Marianne nicht auf den Scheiterhaufen gestellt worden.“

„Das ist richtig“, gab die Hotelchefin zu.

„Und wie sieht es heute damit aus?“ erkundigte sich Dagmar Hansen.

„Was meinen Sie damit?“

„Die Geschichte ist noch warm. Ich habe den Eindruck, daß sie bis in unsere Zeit hineinstrahlt. Sonst hätte man sie uns nicht erzählt.“

„Nun ja, die Leute wollen was zu reden haben. Gerade die älteren unterhalten die Gäste gern mit alten Spukgeschichten. Ich habe nie daran geglaubt. Es passierte in einem Hochtal, in das sie ganz bequem hineinfahren können. Sie müssen kurz vor der Zufahrt zum Kleinwalsertal nach links abbiegen. Dann gelangen Sie in das Gebiet oder an die Stelle, an der damals der Scheiterhaufen gebrannt hat.“

„Sehr gut“, lobte Harry. „Wenn ich Sie richtig verstanden habe, dann können wir den Ort besichtigen?“

„Nein, das ist zuviel gesagt. Allerdings finden Sie dort ein Haus, das von einer Frau bewohnt ist. Soviel ich weiß, vermietet sie auch

Fremdenzimmer. Man kann das Haus nicht als Pension bezeichnen. Diese Frau hat auch kein Gewerbe angemeldet, aber das Haus steht dort, wo früher einmal der Scheiterhaufen gebrannt hat.“ Sie lächelte jetzt. „Ich will ehrlich zu Ihnen sein. Die Frau, die jetzt in diesem Haus lebt, ist vielen Leuten ebenfalls suspekt.“

„Warum?“ fragte Harry.

„Manche sagen, daß sie ebenfalls eine Hexe ist.“

„Ach!“ flüsterte Dagmar. „Das müssen Sie uns aber etwas genauer erklären.“

Die Hotelchefin hob beide Hände. „Nehmen Sie es bitte nicht für bare Münze. Ich will da niemand in Misskredit bringen, und denken Sie nur nicht, daß ich an Hexen glaube. Die Leute reden eben viel. Sie ist jemand, der sich mit Esoterik beschäftigt, sagt man. Andere behaupten, daß sie zur Gilde der Wahrsagerinnen gehört. Was da nun stimmt, kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich weiß es einfach nicht. Ich selbst habe diesem Haus auch noch keinen Besuch abgestattet.“

„Kennen Sie die Frau denn?“ fragte Dagmar.

„Das ist schwer zu sagen.“ Frau Hagner wiegte den Kopf. „Ich habe sie einige Male gesehen. Bitte, Frau Hansen, nehmen Sie es mir nicht übel. Diese Jamina weist eine gewisse Ähnlichkeit mit Ihnen auf. Ob Sie es nun glauben oder nicht. Ihre Haare sind ebenfalls naturrot, und das ist bei Ihnen doch sicherlich auch der Fall.“

„Stimmt.“

„Sie sind wohl auch im gleichen Alter.“

„Sehr gut.“

„Nun ja - Zufälle.“ Frau Hagner bewegte beide Hände. „Das Leben schlägt hin und wieder Kapriolen, doch ich denke nicht, daß Sie zu den Wahrsagerinnen gehören.“

„Nein, das bestimmt nicht. Betreibt Jamina diese Kunst denn auch als Beruf?“

„Soviel ich weiß, schon. Hier spricht sich ja alles herum, und sie besitzt schon einen gewissen Kundenstamm, das muß ich zugeben. Nicht nur hier aus Oberstdorf und Umgebung. Die Leute kommen wirklich aus weiter entfernt liegenden Städten zu ihr, um sich beraten zu lassen. Man hat Autos mit Lindauer oder sogar Münchener Kennzeichen dort vor dem Haus stehen sehen.“

„Das hört sich interessant an“, gab Dagmar zu. „Wissen Sie denn auch etwas über ihre beruflichen Erfolge? Hat sie den Menschen die Wahrheit gesagt oder nicht?“

„Oh, da verlangen Sie zuviel von mir, Frau Hansen. Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Tut mir echt leid. Ich habe mit keinen der sogenannten Kunden gesprochen. Was ich Ihnen hier erzähle, weiß ich auch nur aus dritter oder vierter Hand, da bin ich ehr-

lich.“ Sie hob die Schultern. „Ich wüßte auch nicht, wer Ihnen da mehr erzählen könnte. Es ist einfach alles zu schwammig. Es gibt nichts Konkretes, wenn ich Ihnen das sagen darf.“

„Klar, das verstehen wir.“

Die Hotelchefin ließ sich zurückfallen und drückte ihren Rücken gegen die Lehne. „So, jetzt habe ich Sie wahrscheinlich neugierig genug gemacht.“

„Haben Sie.“

„Wie ich Sie einschätze, werden Sie der Dame einen Besuch abstatten, nicht wahr?“

„Wenn Sie uns freundlicherweise den Weg beschreiben würden“, bat Harry.

„Gern. Das ist Ehrensache.“ Frau Hagner gab sich Mühe. Ihre Gäste hörten aufmerksam zu und erfuhren auch, dass dieses Haus ziemlich einsam stand. In unmittelbarer Nähe gab es keine anderen Häuser, aber es stand an exponierter Stelle mit einem herrlichen Blick auf die Oberstdorfer Bergwelt.

„Hat das Haus auch einen Namen?“

„Seit kurzem. Es heißt ‚Bei Jamina‘. Seltsam für ein kleines Berghaus, aber was will man machen. Die Frau betreibt keine Pension oder ein Hotel, das einen entsprechenden Namen haben muß, der sich einprägt. Übersehen werden Sie es nicht können, auch wenn es abseits der Straße liegt. Sie müssen allerdings achtgeben, um das Hinweisschild zu entdecken. Dann können Sie das Haus nicht verfehlten.“

„Sehr gut - danke.“

„Tja.“ Die Hotelchefin lächelte ihre Gäste noch einmal an. „Dann darf ich Ihnen für den heutigen Tag viel Erfolg und ein gutes Gelingen wünschen.“

„Das wünschen wir uns auch“, sagte Dagmar. Beide bedankten sich noch einmal. Frau Hagner konnte die morgendliche Runde fortsetzen, denn sie begrüßte jeden Gast persönlich.

„Na?“ fragte Dagmar, als Frau Hagner außer Hörweite war. „Ist das nun eine Spur oder nicht?“

„Doch, das ist eine.“

„Das klang sehr sicher.“

„Bist du es nicht?“

Dagmar hob die Schultern. „Komisch, auch wenn ich diesen ungewöhnlichen Traum gehabt habe, plötzlich kommen mir Zweifel. Ich denke auch, daß es vielleicht zuviel des Guten ist. Aber wer kann das wissen, Harry? Wir werden der Sache jedenfalls nachgehen. Das Wetter ist gut. Die Sonne scheint. Was hindert uns daran, einen Ausflug in die Bergwelt zu machen?“

„Nichts.“

„Wunderbar. Willst du noch was essen?“

„Nein, danke, ich bin satt, ich gehe nur noch mal aufs Zimmer, dann können wir fahren.“

Beide standen auf und verließen lächelnd das Frühstückszimmer.

Wir hatten es geschafft und das Hotel durch einen Seitenausgang verlassen. So waren wir von der Meute der Reporter nicht entdeckt worden. Selbst Bill, der diesem Beruf selbst nachging, war darüber sehr froh gewesen. Der verletzte Killer war bereits abtransportiert worden, und wir hofften, daß ihn die Ärzte so gut behandeln konnten, daß er vernehmungsfähig war. Gespannt waren wir auch auf seinen Namen und natürlich auf das Motiv der Tat.

Telefonisch hatte ich uns schon angemeldet, und Glenda hatte für einen großen Topf frischen Kaffee gesorgt. Das Getränk würde uns allen gut tun. Außerdem mußten wir hellwach bleiben, denn schreckliche Dinge hatten ihren Schatten vorausgeworfen.

Suko war ebenfalls da und empfing uns mit den üblichen Vorwürfen, daß man uns eben niemals allein lassen konnte, weil immer wieder etwas passierte, wenn er nicht dabei war. Auch Sir James erschien, wunderte sich über das Gedränge in Glendas Vorzimmer und bat um eine genaue Erklärung. Die bekam er natürlich und sah danach überhaupt nicht glücklich aus, denn er schüttelte den Kopf.
„Mordanschlag auf eine Psychonautin?“

„So sieht es aus, Sir“, sagte Bill.

„Nur auf sie?“

Damit hatte Sir James die Frage gestellt, die uns alle beschäftigte. Es konnte ein Einzelfall sein, aber es konnte auch zur Jagd auf die Psychonauten geblasen worden sein, das hatten wir schon einmal vor Jahren erlebt, wie sich auch Sir James erinnerte.

Ich hatte meine Kaffeetasse zur Hälfte geleert und sagte: „Da wird uns der festgenommene Killer hoffentlich mehr sagen können.“

„Falls er redet“, schränkte Suko ein.

„Für ihn wäre es besser.“

Suko hob die Schultern. „Ich weiß nicht, was dahintersteckt und unter welch einem Druck er lebt. Ich würde nicht die Hand dafür ins Feuer legen, daß er aussagt.“

„Sie kennen doch eine Psychonautin“, sagte Sir James, der am Fenster stand und uns anschaute. „Haben Sie sich schon mit dieser Dagmar Hansen in Verbindung gesetzt?“

„Nein.“ Ich schüttelte den Kopf. „Oder ja. Leider habe ich ihren Freund Harry Stahl nicht erreicht. Er ist nicht zu Hause.“

„Wie wäre es denn mit seiner Handy-Nummer?“ schlug Glenda Perkins vor.

„Das werden wir noch versuchen. Zunächst ist der Killer wichtiger.“

„Sie haben aber nicht damit gerechnet, daß er auf dieser Modenschau erscheinen könnte?“

„Nein, Sir, das haben wir nicht“, sagte Bill. „Wir kannten das Model vom Sehen. Uns ist eben aufgefallen, daß sich bei Tessa Hampton auf der Stirn das dritte Auge abzeichnete. Diese Tatsache wies ja nun in eine bestimmte Richtung hin.“

Sir James räusperte sich. „Bisher ist diese Tessa Hampton wohl die einzige Person, die auf diese Art und Weise getötet worden ist. Jedenfalls liegt uns keine andere Meldung vor. Ich hoffe deshalb, daß wir erst am Beginn stehen und noch Schlimmeres verhindern können. Wichtig ist jedenfalls, daß dieser Mörder redet.“

Darauf hofften wir alle. Er sollte nach der ärztlichen Behandlung zum Verhör zum Yard gebracht werden. Die Zeit brannte uns auf den Nägeln, und wir warteten darauf, daß man uns Bescheid gab.

Bill hatte darauf bestanden, dabei zu sein. Er war schließlich so etwas wie der Auslöser in diesem Fall gewesen. So konnte ich ihm seinen Wunsch schlecht abschlagen.

Draußen legte sich der Tag allmählich schlafen. Mitte Oktober wurde es rasch dunkel, und auch das Wetter kippte um. Die Ausläufer erster Herbststürme hatten London erreicht. Der Wind wuchtele in Böen durch Straßen und Gassen hinweg, und am Himmel tanzten die mächtigen Wolken wie unheimliche Gespenster.

Sheila und Glenda hatten sich ins Vorzimmer zurückgezogen, und sie sprachen dort miteinander, während wir noch immer über den Fall grübelten und auch diskutierten.

Bei unserem letzten Kontakt mit den Psychonauten waren sie von Außerirdischen gejagt worden. Dieses Kapitel lag hinter uns. Dieser Killer war sehr irdisch.

Sir James kam wieder auf das alte Thema zu sprechen. „Glauben Sie an den Griechen?“

Bill hob die Schultern. „Nichts Genaues weiß man. Leonidas kann tot sein, muß es aber nicht. Sein Anwesen ist damals in die Luft geflogen. Niemand von uns kann sagen, ob er es geschafft hat, sich zu retten. Das alles steht in den Sternen.“

„Es müßte auch ein Motiv geben“, sagte Sir James. „Vielleicht sogar ein neues.“

„Ja“, stimmte ich zu. „Nichts ist unmöglich. Wir können nur hoffen, daß der Killer mehr weiß. Dem Aussehen nach könnte er zu Leonidas' Leuten gehören.“

„Dann warten wir mal ab.“

Ich ging nach vorn ins Sekretariat und schenkte mir eine frische Tasse Kaffee ein. Die beiden Frauen lächelten mir zu. Sheila allerdings gequält.

„Wie geht es dir?“ fragte ich sie.

„So einigermaßen, denn jetzt habe ich den Schock überwunden. Das ist ja schrecklich gewesen. Mit einer derartigen Attacke hätte ich nie im Leben gerechnet. Wenn ich jetzt darüber nachdenke –“, flüsterte sie, „- fällt mir erst mal ein, welch ein Glück wir und auch die anderen Menschen gehabt haben. Der Killer hätte die Maschinenpistole nur anders herumreißen müssen, ein Reflex hätte ausgereicht, und dann hätte es wirklich ein Blutbad gegeben.“ Sie schüttelte sich noch im Nachhinein, als sie diese Vermutung ausgesprochen hatte.

Ich mußte ihr leider recht geben, und auch Glenda stimmte ihr zu. Sie streichelte über Sheilas Schulter. Auch ich wollte ihr etwas Tröstendes sagen, aber das Telefon schlug an und kam mir zuvor. Ich stand zwar im Vorzimmer, hob aber trotzdem ab und hörte die Stimme eines Kollegen aus dem unterirdischen Trakt, in dem sich neben einigen Zellen für Untersuchungshäftlinge auch die Räume befanden, in denen die Gefangenen vernommen werden konnten.

„Sie können jetzt kommen. Der Mann ist behandelt worden und wird auch reden können.“

„Danke, wir sind gleich da.“

Suko und Bill standen schon an der Tür. Als sie mein Nicken sahen, wirkten sie erleichtert.

„Ist er bereit?“ fragte Bill.

„Zur Vernehmung schon. Ob er allerdings etwas sagen wird, steht in den Sternen.“

„Versuchen Sie Ihr Bestes“, gab uns Sir James mit auf den Weg. Auch die Frauen drückten uns die Daumen.

Mit recht gemischten Gefühlen verließen wir das Büro, um in die Unterwelt zu fahren...

Der Killer saß auf einem Stuhl. Die Ärzte hatten sich mit seinem Gesicht beschäftigt, es vom Blut gereinigt und verschiedene Stellen verpflastert oder verbunden. Der untere Bereich um den Mund herum lag frei, ebenso wie die Augen.

Bevor wir den kargen Raum betreten hatten, war uns eine Unterlage übergeben worden. Die Kollegen hatten den Namen des Killers herausgefunden. Er hieß Ramon Hasikis.

Natürlich hatten wir dabei aufgehört, denn dieser Name klang schon griechisch. So schien die Spur tatsächlich auf diesen Leonidas hinzu deuten.

Hasikis saß auf einem harten Holzstuhl. Vor ihm stand ein Tisch, über ihm hing eine Lampe, deren Licht auch in den letzten Winkel des kleinen Raums hineinschien. Es gab noch zwei weitere Stühle, und wir verzichteten darauf, einen dritten zu besorgen, denn ich wollte stehen bleiben und lehnte mich gegen die Wand.

Als wir zu dritt den Raum betreten hatten, war Hasikis für einen winzigen Moment zusammengezuckt. Mit dieser „Übermacht“ hatte er wohl nicht gerechnet, aber er hatte sich auch schnell wieder gefangen und saß in einer sehr starren Haltung auf dem Stuhl, die nicht darauf hindeutete, daß er kooperationsbereit war.

Suko und Bill überließen mir den Beginn des Verhörs. Ich hatte die Tür kaum geschlossen und meinen Platz gerade eingenommen, da sprach ich den Mann mit den dunklen Haaren auch schon an. Ohne Totenkopfmaske wirkte er weniger gefährlich. Er sah auf irgendeine Art und Weise sogar ziemlich brav aus.

„Sie wissen, daß wir Sie als Mörder anklagen werden, Mr. Hasikis. Sie haben vor zahlreichen Zeugen einen eiskalten Mord begangen. Ein Verbrechen, aus dem Sie sich nicht herausreden können und für das es auch keine Entschuldigung gibt.“

Hasikis schwieg. Nur seine Augenlider hatten kurz gezuckt. Danach senkte er den Kopf.

„Sie sind Grieche?“ fragte ich.

„Ja.“

„Wo leben Sie?“

„Überall.“

„Für wen arbeiten Sie?“

„Für keinen“, gab er flüsternd zurück.

„Auf eigene Rechnung also?“

„So ist es.“

„Und Sie haben Tessa Hampton auch nur einfach so erschossen? Aus Spaß gewissermaßen, weil Sie ja auf eigene Rechnung arbeiten, wie sie uns sagten.“

„Klar.“

„Haben Sie die Frau zuvor gekannt?“

„Möglich.“

„Dann müssen Sie Tessa auch gehasst haben!“

„Ist meine Sache.“

Er zeigte sich verstockt. Er würde auch nichts aus sich herauslassen, ich kannte diese Typen. Bill Conolly kannte sie auch, und die Antworten des Mannes waren ihm auf die Nerven gegangen. Unruhig rutschte der Killer auf seiner Sitzfläche hin und her. Seine Hände bewegten sich. Mal hatte er sie zu Fäusten geschlossen, mal hatte er die Finger gestreckt. Ein Zeichen seiner innerlichen Erregung. Daß er

aufgewühlt war, sahen wir auch an dem Film aus Schweiß, der auf seiner Stirn klebte. Der Blick flackerte, doch er verriet kein Nachgeben. Dieser Mann würde seinen Mund so lange wie möglich halten.

Bill sah aus, als wollte er von der Stuhlkante aufspringen. Das tat er nicht. Er sprach Hasikis nur an und flüsterte ihm scharf zu: „Kennen Sie einen Mann namens Leonidas? Ein Landsmann von Ihnen, ebenfalls Grieche.“

„Weiß nicht.“

„Wieso wissen Sie das nicht?“

„Weil es viele Griechen mit diesem Namen gibt.“

Da hatte er recht. Nur nahmen wir es ihm in seinem Fall nicht ab. Er war keinesfalls bereit, irgendwelche Zugeständnisse zu machen und wartete auf die nächste Frage.

„Dann haben Sie Tessa Hampton erschossen, weil Ihnen ihr Gesicht nicht paßte - oder?“ höhnte Bill.

„So ähnlich.“

„Scheiße!“ fluchte Bill vor sich hin. „Man sollte diesem Hundesohn zeigen, wer hier der Herr ist.“

„Laß es gut sein, Bill“, sagte ich und wandte mich wieder an den Griechen. „Sie möchten also keine mildernden Umstände vor Gericht erreichen?“ erkundigte ich mich.

„Was soll das?“

„Sie sind ein Mörder, Mr. Hasikis. Es kommt auch auf Ihre Kooperationsbereitschaft an, wie hoch die Strafe letztendlich ausfällt. Daß Sie angeklagt und verurteilt werden, daran gibt es nichts zu rütteln. Es kann Ihnen doch nicht egal sein, wie lange Sie im Knast sitzen. Da könnte man möglicherweise etwas machen, wenn Sie sich damit einverstanden zeigen, mit uns zusammen zuarbeiten.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Doch, Sie wollen nur nicht. Ich weiß nicht, unter welchem Druck Sie stehen und für wen Sie arbeiten. Sollte es ein gewisser Leonidas sein, dann wird er Ihnen hier nicht helfen können. So lange reicht sein Arm eben nicht. Sie werden in den Knast wandern und für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen. Wo immer er sich aufhält, sein Leben in Freiheit werden Sie nicht mehr führen können.“

Hasikis starrte auf seine gefesselten Hände und hob die Schultern. Das sah mir nicht nach einer kooperativen Bereitschaft aus. Er würde alles in Kauf nehmen und uns ins Leere laufen lassen.

Die nächste Frage stellte Suko. „Von den Psychonauten haben Sie auch noch nichts gehört, wie?“

„Von was?“

Mein Freund wiederholte den Namen.

„Nein.“

„Tessa war eine Psychonautin.“

„Na und?“

„Auf ihrer Stirn zeichnete sich das dritte Auge ab.“

„Keine Ahnung, wovon Sie sprechen. Ich weiß überhaupt nichts, und ich will auch nichts wissen.“

„Trotzdem haben Sie Tessa eiskalt erschossen!“ schrie Bill ihn an. „Das alles ohne Motiv. Völlig grundlos, wie Sie hier behaupten. Aus einer Laune heraus. Mann, wem wollen Sie das erzählen? Machen Sie Ihr Maul auf, Hasikis!“

Der Mund mit den leicht angeschwollenen Lippen zuckte. „Mir geht es schlecht“, sagte er.

„Kann ich mir denken“, erklärte Bill. „Wenn es nach mir ginge, dann...“

„Ich kann diese Scheiße nicht mehr länger ertragen. Mein Kopf platzt bald auseinander. Ich will es nicht, versteht ihr. Ich bin ein kranker Mensch. Ihr habt mich krank gemacht!“ brüllte er uns an und kippte gleichzeitig nach vorn.

Wir saßen zu weit entfernt, um ihn halten zu können. So schlug er mit dem Gesicht gegen die Tischplatte, und das genau halle er gewollt. Seine Wunden würden wieder aufplatzen, und so konnte er dann behaupten, daß wir ihn möglicherweise misshandelt hätten. Er keuchte, er schlug noch einmal mit dem Kopf auf, während Suko aufsprang, ihn dann festhielt und hoch zerrte.

Ich war schon zur Tür gegangen und hatte sie geöffnet. Als ich mich drehte, sah ich, daß der Verband des Mannes wieder blutdurchtränkt war. Die Wunden dahinter waren aufgebrochen.

Ich holte zwei Kollegen, die nicht schwach staunten, als sie den Gefangenen sahen. Da Suko neben Hasikis stand und ihn festhielt, mußte es für die Männer so aussehen, als hätten wir ihn misshandelt.

Bevor sich einer der beiden zu einer Bemerkung hinreißen ließ, kam ich ihnen zuvor. „Er hat es selbst getan“, erklärte ich. „Hier sind drei Männer, die es auf ihren Eid nehmen.“

„Ja, okay. Er braucht einen Arzt.“

„Sorgen Sie dafür. Und sie können auch ein Protokoll schreiben.“

„Das müssen wir, Sir.“

Die Männer schafften den Mann vom Stuhl hoch und brachten ihn in Richtung Tür. Hasikis mußte an uns vorbei. Dabei verzog er die blutigen Lippen zu einem Grinsen. Er wußte ganz genau, auf was er sich eingelassen hatte.

Bei ihm kamen wir vorerst nicht weiter, das stand fest. Dementsprechend gehustet fuhren wir wieder hoch zu unserem Büro. Man sah es unseren Gesichtern an, wie es abgelaufen war.

„Nichts?“ fragte Sir James trotzdem.

„Er war stumm wie ein Fisch.“

„Das dachte ich mir. Dann haben Sie also nichts herausgefunden?“ Sir James ließ nicht locker.

Wir berichteten ihm, was passiert war. Das ließ unseren Chef nicht eben freudig aufschreien. „Es wird bestimmt Ärger geben, wenn der Mann darauf besteht, daß Sie ihn gefoltert haben. Mal sehen, was ich da machen kann. Er hat zumindest einmal Zeit herausgeholt. Für ihn ist das ausgesprochen wichtig.“

„Wobei wir wieder am Beginn stehen“, gab Bill zu. „Es gibt keine Spur. Der Killer kommt, erschießt eine Psychonautin und weiß angeblich von nichts. Wahrscheinlich müssen wir uns schon auf einen nächsten Mord einstellen.“

„Dann gehen Sie davon aus, daß es mehrere Täter gibt und wieder eine Jagd auf Psychonauten stattfindet, Bill?“

„Sicher, Sir, daran denke ich. Für mich ist auch Leonidas der Mann im Hintergrund. Von seinem verdammten Versteck aus zieht er die Fäden und läßt uns in die Irre laufen.“

Sir James gab ihm recht. Auch wir konnten Bill nicht widersprechen, der sah, wie Sheila aufstand. „Wir sollten gehen, Bill, hier gibt es für uns nichts mehr zu tun.“

„Ich weiß nicht so recht...“

„Doch, es ist besser!“ stand ich Sheila bei. „Sollte sich etwas ereignen, rufe ich dich an.“

„Versprochen?“

„Klar, du kennst mich doch.“

„Eben weil ich dich kenne.“

„Ach, hör auf.“

Beide Conollys gingen. Vor allen Dingen Sheila wollte ihre Ruhe haben, verständlich nach allem, was an diesem Tag passiert war. Wir waren keinen Schritt weiter gekommen. Dementsprechend stumm verhielten wir uns.

„Was ist denn nun mit Harry Stahl?“ fragte Glenda. „Wollt ihr es nicht noch einmal bei ihm versuchen?“

„Er hat sein Handy nicht eingeschaltet und unter seiner normalen Telefonnummer habe ich ihn nicht erreicht.“

Glenda blieb hart. „Aber nicht in der letzten Viertelstunde, John.“

„Stimmt“, sagte ich und ließ mir von Glenda die Handynummer meines deutschen Freundes geben. Ich hatte sie mir zwar auch notiert, mußte sie aber erst suchen.

Es war wie schon einmal. Er meldete sich nicht. Allerdings hinterließ ich eine Nachricht auf seiner Mailbox. Mehr konnten wir jetzt nicht unternehmen.

Sir James war in unser Büro nach nebenan gegangen und telefonierte von dort. Wir hörten mit, da er laut genug sprach. Er versuchte mehr über das Schicksal des Killers zu erfahren, der uns durch seine Handlung in eine schwierige Lage gebracht hatte. „Sie geben dann Bescheid, wenn es ihm besser geht“, hörten wir Sir James noch sagen, bevor er wieder das Vorzimmer betrat.

„Wie schwer sind die Verletzungen?“ erkundigte ich mich.

„Nun ja, wie zuvor. Die Wunden sind wieder aufgebrochen. Sie werden sicherlich noch mit ihm reden wollen.“

„Das auf jeden Fall.“

„Vor morgen früh wird das nichts.“

Das sahen wir auch so. An Feierabend war noch nicht zu denken. Ich hatte meinem Freund Chief Inspector Tanner versprochen, bei ihm vorbeizufahren, auch um ein Zeugenprotokoll zu unterschreiben. Ob er noch im Dienst war, wußte ich nicht, deshalb rief ich sicherheitshalber bei ihm an.

Er hob ab. „Ach ja, du bist es. Gerade wollte ich gehen und dich dabei verfluchen. Habt ihr den Killer schon verhört?“

„Ja. Und es ist nichts dabei herausgekommen. Er schweigt wie das berühmte Grab.“

„Das habe ich mir gedacht. Wer so etwas tut, hat nichts mehr zu verlieren. Er muß doch damit gerechnet haben, daß man ihn stellen würde. Trotz allem glaube ich nicht, daß es die Tat eines Verrückten ist. Da steckt mehr dahinter.“

„Er hat sich zudem noch einmal verletzt. Deshalb werden wir ihn morgen zum zweitenmal verhören. Habt ihr noch etwas herausgefunden, das wichtig sein könnte?“

„Nein, nicht über ihn. Nur den Namen, das ist alles, John. Es tut mir leid.“

„Ja, mir bald auch“, gab ich stöhnend zu.

„Die Tote werden wir noch obduzieren. Auf das Ergebnis müssen wir ebenfalls warten.“

„Morgen?“

„Ich denke schon.“

„Gut, dann hören wir wieder voneinander.“ Ich legte auf und hob die Schultern. „Ja, so Leid es mir tut, Sir, uns sind die Hände gebunden. Wir finden keinen Ansatzpunkt.“

„War da nicht dieser Leonidas?“

„Bill ging davon aus.“

„Ich habe daran gedacht, mich mit den griechischen Kollegen in Verbindung zu setzen. Möglicherweise weiß man in seiner Heimat mehr über sein Verbleiben.“

„Es wäre eine Möglichkeit. Mittlerweile sind einige Jahre vergangen. Er könnte sich wieder erholt haben. Seine Machtgelüste werden ihm nicht vergangen sein.“ Er hob die Schultern. „Bis wir jedoch eine Antwort bekommen, ist die Nacht auch schon vergangen, schätze ich. Sie könnten jetzt Feierabend machen.“

„Das hatten wir auch vor“, bestätigte ich. „Aber wissen Sie, mit welchen Gefühlen wir fahren?“

„Das kann ich mir denken, John. Sie sind Erfolge gewohnt. Jetzt treten Sie auf der Stelle.“

„Ja. Und hinzu kommt das Wissen, von einem anderen abhängig zu sein. Eben von diesem Killer.“ Ich ballte die rechte Hand zur Faust. „Das macht mich fast wahnsinnig.“

Suko drängte mich zur Tür. „Komm mit zu uns, John. Shao wird was Gutes kochen. Da kannst du dich entspannen.“

„Keine schlechte Idee“, sagte Sir James lächelnd. „Sollte sich etwas ergeben, mich können Sie im Club erreichen.“

„Viel Spaß, Sir.“

„Danke.“ Suko und ich verließen das Vorzimmer, nachdem wir uns noch von Glenda verabschiedet hatten.

Zumindest meine Laune hatte sich kaum gebessert, und das sah Shao mir auch an. Sie stand vor mir, blickte mir ins Gesicht und schüttelte dabei den Kopf. „Wie groß ist denn die Laus, die dir über die Leber gelaufen ist, John?“

„Elefantengroß.“

Sie lächelte. „Dann könnte ich dafür sorgen, daß es dir wieder besser geht. Ich habe ein wunderbares Reisgericht gekocht. Dazu werden wir einen Wein trinken, dessen Trauben ebenfalls in China wachsen. Ich habe die Flaschen zufällig in einem Spezialgeschäft entdeckt. In einer Stunde ist das Essen fertig.“

„Dann komme ich wieder. Ich möchte nämlich noch kurz duschen.“

„Wie du willst.“

In meiner Wohnung war es leer und auch ziemlich kühl, denn ich hatte die Heizkörper noch nicht eingestellt. Dennoch öffnete ich das Fenster und schaute hinein in die Dunkelheit und zu einem Himmel, über den tiefliegende Wolken hinwegschwebten. Sie waren regenschwer und entließen bereits ihre ersten Tropfen. Der Wind wehte sie mir wie kleine, kalte Kieselsteine gegen die Gesichtshaut.

Ich sah mich nicht gerade in guter Form. Ich war sauer und einfach frustriert. Man hatte uns praktisch an der Nase herumgeführt, und das wiederum frusterte mich.

Die Psychonauten und deren Umfeld waren sowieso ein sehr sensibles Thema. Sie gehörten zu einer Gruppe Menschen, die zwar nicht im Verborgenen existierten, aber sie drängten sich auf der anderen Seite

auch nicht danach, in die Öffentlichkeit zu treten. Sie blieben lieber im Verborgenen und versuchten, allein mit ihrem Erbe fertig zu werden. Auch Dagmar Hansen hatte ihre wahre Bestimmung nie in den Vordergrund gedrängt. Um ihren Namen drehten sich meine Gedanken. Er kam mir immer wieder in den Sinn. Ich hatte einfach das Gefühl, als könnte Dagmar uns zumindest auf den Weg zur Lösung bringen.

Aber sie war nicht zu erreichen, ebenso wenig wie Harry Stahl. Urlaub, den ich ihnen auch gönnte. Nur nicht ausgerechnet in diesen Tagen, an denen sich einiges zusammenbraute.

Ich schloß das Fenster wieder, denn die Anzahl der Tropfen nahm drastisch zu. Dann betrat ich das Bad und stellte mich unter die Dusche. Danach zog ich bequeme Klamotten an und schaute noch kurz in die Glotze. Ich hatte einen Nachrichtensender eingeschaltet. Es wurde wieder viel geredet und versprochen, aber was letztendlich davon eingehalten wurde, stand auf einem anderen Blatt. Da konnten sich die Politiker drehen und wenden wie Fahnen im Wind.

Immer wenn ich allein war und durch nichts mehr abgelenkt wurde - die Glotze hatte ich wieder ausgeschaltet - kamen mir meine verstorbenen Eltern in den Sinn.

Auch sie waren auf brutale Art und Weise ermordet worden. Mir war es noch immer nicht gelungen, die Hintergründe ihres Todes vollständig zu klären. Daß da noch etwas existierte, war mir klar. Da brauchte ich nur an die Augen meines Vaters zu denken, deren Farbe sich so erschreckend verändert hatte. Irgendwann würde ich das Rätsel um seine Person lösen, und wenn ich mich ganz allein auf den Weg machte und mich für eine Weile aus meinem Job ausklinkte.

Shao wartete sicherlich mit dem Essen. Ich wollte nicht zu spät erscheinen, deshalb verließ ich die Wohnung und ging die paar Schritte bis nach nebenan.

Als Gast klingelt man, was ich auch tat. Suko öffnete. „Ah, da bist du ja.“

„Wieso?“

„Ich wollte dich gerade anrufen.“

Mein Grinsen fiel schwach aus. „Du weißt doch, daß ich immer rieche, wenn ich verwöhnt werden soll.“

„Das sehe ich auch so. Komm rein.“

Es roch wirklich angenehm, und mir rann das Wasser im Mund zusammen. Der Tisch war bereits gedeckt. Darauf stand die Warmhalteplatte mit dem Wok, aus dem sich jeder bedienen konnte. Zum chinesischen Risotto gab es den vorzülichen Wein, von dem ich zuvor einen Schluck nahm und angenehm überrascht war.

Noch besser schmeckte mir das Essen, denn es war süß und scharf zugleich. Ich kannte es noch nicht. Beide waren wir zufrieden und lobten die Köchin entsprechend.

Shao wurde etwas verlegen, ansonsten freute sie sich natürlich über unsere Komplimente. Während des Essens sprachen wir nicht über den Fall, danach schon. Auch Shao, die mittlerweile eingeweiht war, glaubte daran, daß möglicherweise Dagmar Hansen uns weiterhelfen könnte.

„Wenn wir sie erreichen“, schränkte ich ein.

„Irgend jemand muß doch wissen, wo sie Urlaub machen. Ob in den Bergen, an der See, im Süden...“

Das Tuten des Telefons unterbrach sie. Suko saß dem Apparat am nächsten und hob ab.

Shao und ich hatten beide das Gefühl, einen Anruf zu erleben, der uns alle aング. Wir brauchten nur in Sukos Gesicht zu schauen, da wußten wir Bescheid.

„Ja, Sir, es ist gut. Ich werde es ihm sagen. Dann kann man nichts mehr machen.“

„Was ist denn?“

Suko schaute mich an und auch den Hörer. „Pech gehabt, John, dieser Grieche ist tot.“

„Was? Hasikis?“

„Ja, er.“

Ich atmete tief durch. Shao saß wie versteinert an ihrem Platz. „Und? Wie ist das möglich gewesen?“

Mein Freund hob die Schultern. „Selbstmord“, erklärte er. „Sir James sagt, daß er sich umgebracht hat.“

„Das geht so einfach?“ flüsterte Shao.

„Ja, denn Hasikis hat eine im Mund versteckte Zyankalikapsel zerissen. Es ging alles blitzschnell.“

„Scheiße“, sagte ich nur...

Dagmar Hansen schüttelte den Kopf, als sie die Einfahrt zum Kleinwalsertal erreicht hatten.

„Was hast du?“

„Schau dich um, Harry. Ein herrliches Wetter. Urlaub total, und wir sind wieder einmal unterwegs, um irgendwelchen Phantomen nachzulaufen.“

„Die aber real werden können.“

„Das ist leider wahr.“

„Was hältst du von der Geschichte?“

Dagmar seufzte. „Ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube sie. Da ist etwas aus der Vergangenheit wieder hervorgetaucht, und das habe nicht nur ich gespürt, sondern auch diese Jamina. Warum sonst hätte sie ihr

Haus dort bauen sollen, wo vor langer Zeit diese Hexe verbrannt worden ist? Kannst du mir das sagen?"

„Nein. Das werden wir aber sie fragen.“

„Falls sie uns einlässt.“

„Du glaubst nicht daran?“

Dagmar hob die Schultern. Sie schaute durch die Frontscheibe, als wollte sie die im Sonnenlicht liegenden Berggipfel besonders bewundern. „Ich weiß es nicht. Aber ich habe das Gefühl, daß sie von mir mehr weiß als ich von ihr.“

„Wie kommst du darauf?“

„Auch durch die Aussagen von Frau Hagner. Erinnerst du dich daran, daß sie davon gesprochen hat, wie sehr ich dieser Jamina gleiche?“

Harry war nicht mehr weiter gefahren. Er hatte den Opel in eine kleine Bucht rechts an den Seitenstreifen gelenkt und den Motor ausgeschaltet. „Ich weiß nicht, Dagmar, ob du das so genau sehen sollst. Sie hat nur von roten Haaren gesprochen.“

„Aber die sind selten genug, wenn sie echt sind.“

„Klar, das schon, aber...“, er hob die Schultern. „Verdammst noch mal, ich weiß nicht so recht. Reden wir uns da nicht auch viel ein, wenn wir ehrlich sind?“

Sie winkte ab. „Ich bin jedenfalls gewarnt. Und meine Erlebnisse in der Nacht sind nicht eben angenehm gewesen. Was ich gesehen habe, werde ich nie vergessen, und ich habe das Gefühl, als wäre es nicht allein auf die Vergangenheit begrenzt.“

„Was meinst du damit?“

„Däß ich dieses Gesicht noch öfter sehen werde“, flüsterte sie und starrte nach vorn. Ihre Augen hatten sich verengt. Dagmar schien in sich zusammen gesunken zu sein. Ihre Lippen bewegten sich, aber sie sprach nicht.

Harry strich tröstend über ihr Haar. Er hätte ihr gern anderweitig geholfen, wußte aber nicht, wie er es anfangen sollte. Das, was sie erlebte, hing einzig und allein mit ihrem Schicksal zusammen, denn sie war eine Psychonautin.

Auch nach einigen Minuten hatte sich Dagmar noch nicht beruhigen können. „Ich fühl mich wie jemand, der auf verlorenem Posten steht und weiß, daß er sich in Feindesland begibt.“

„Aber ich bin doch bei dir.“

„Was auch gut ist.“

„Okay, dann können wir fahren?“

„Ja, meinewegen.“

Harry startete den Motor. Es herrschte bei diesem Wetter auch an einem Wochentag ziemlich viel Verkehr. So dauerte es eine Weile, bis er eine Lücke fand, um auf die normale Straße zu gelangen, die ins

Kleinwalsertal führte. Dagmar kramte in ihrer Handtasche herum - und zog das Handy ihres Freundes hervor. „Schau mal, was ich hier habe.“

Harry warf ihr einen schnellen Seitenblick zu. „Vergiß es lieber, wir haben Urlaub.“

Dagmar verzog die Lippen. „Haben wir das wirklich, Harry?“

„Aber klar.“

„Nicht mehr.“

„Aha. Und was hat das mit dem Handy zu tun?“

„Ich werde es nicht wieder in den Tiefen meiner Tasche vergraben“, erklärte Dagmar.

„Das ist dein Bier.“

Sie schaltete es ein und schaute nach, ob eine Nachricht auf der Mailbox hinterlassen worden war.

„Sieh mal an. Man hat versucht, uns anzurufen.“

„Willst du es abhören?“

„Soll ich?“

Harry lachte. „Meinetwegen.“ Er mußte sich auf die Straße konzentrieren und suchte auch nach der Abzweigung, die zum Haus der rätselhaften Jamina führte. Frau Hagner hatte auch von einem Schild gesprochen, und Hinweisschilder gab es mehrere, so daß das eine oder andere leicht übersehen werden konnte.

Fast wäre das auch bei Harry Stahl der Fall gewesen. Im letzten Augenblick sah er das auf einem Pflock sitzende Stück Holz, dessen Spitze nach links wies.

„Bei Jamina“, sagte er. „Das ist richtig.“

Er mußte den Gegenverkehr vorbeilassen, dann konnte er das Lenkrad einschlagen und die Straße verlassen. Unter den Reifen knirschten die kleinen Steine, die auf dem schmalen Weg wie grauer Kies lagen. Der Weg führte zunächst ein Stück geradeaus, bevor er dann hinter einem vorstehenden Hügel verschwand.

So weit kamen sie nicht, denn Harry hörte den leisen Schrei neben sich und hielt an. „Was hast du?“

„John Sinclair hat einige Male angerufen und versucht, uns zu erreichen, Harry.“

Stahl schwieg. Das gefiel Dagmar auch nicht. „Sag doch was!“ forderte sie ihn auf.

„Was willst du denn hören?“

„Das überlasse ich dir.“

„Daß unser Urlaub vorbei ist?“

„Könnte sein.“

Harry Stahl seufzte. „Wenn ich es richtig interpretiere, heißt das, daß wir jetzt und hier einen gewissen John Sinclair in London anrufen sollen.“

„Wäre nicht verkehrt.“

„Aber auch wir haben hier unsere Probleme.“

„Ja, kein Zweifel. Nur scheint es bei John auch zu brennen, wenn er schon versucht hat, uns zu erreichen.“

Harry nickte. „Gib schon her, Dagmar“, sagte er und nahm das Handy an sich...

Jamina stand vor dem beinahe bis zum Boden reichenden Spiegel und kämmte sich. Die Zinken des breiten Kammes glitten durch die dichten Strähnen, die sich zum Teil in zahlreichen Locken aufgerollt hatten. Dafür hatte keine Dauerwelle gesorgt. Es war einfach die Natur gewesen, die das Haar so hatte wachsen lassen und ihm auch diese rostrote Farbe gegeben hatte.

Die Frau war nackt. Oder beinahe nackt. Sie trug nur einen Morgenmantel aus sehr dünnem Stoff, der aussah wie Tüll und ihren Körper umschmeichelte. Er war nicht mehr als ein blässer Hauch und diente auf keinen Fall dazu, die Haut zu wärmen.

Jamina lächelte. Sie genoss es nicht nur, daß der Kamm ihre Haare streichelte, sie erfreute sich auch an ihrem eigenen Anblick, denn sie war ein Narziss. Sie mochte sich, und sie mochte ihren Körper, dessen Haut ebenso blaß war wie die ihres Gesichts. Das Gesicht der jungen Frau war fein geschnitten. Eine hohe Stirn und rötlich-blonde Augenbrauen, die zur Nase hin stark zusammenwuchsen, sich aber noch nicht berührten. Eine kleine gerade Nase, geschwungene Lippen. Ein weiches Kinn und darunter die glatte Haut des Halses, die ihre Glätte auch bis zu den Waden nicht verlor.

Ein Körper wie aus Marmor geformt. Mit kleinen, aber festen Brüsten, dessen kirschgroße Spitzen von den Locken des nach unten fallenden Haares verdeckt wurden.

Sommersprossen wuchsen auf der Haut. Sie verteilten sich mehr auf dem Gesicht und weniger auf dem Körper.

Jamina legte ihren Kamm zur Seite. Sie lächelte sich im Spiegel zu. Es gab Tage, da konnte sie mit sich selbst nicht zufrieden sein. Heute allerdings sah es anders aus. Das lag nicht nur am Schein der Sonne, der durch die schmalen Fenster drang und sich innerhalb des Hauses verlor. Jamina wußte, daß heute ein besonderer Tag war. Es würde etwas passieren, mit dem sie eigentlich schon lange gerechnet hatte. Aber es würde erst jetzt zum Ausbruch kommen.

Sie hielt sich in ihrem Schlafzimmer auf. Es lag in der ersten Etage des Hauses und relativ weit weg von den Fremdenzimmern, die allesamt leer standen. In diesem Jahr wollte sie auch keine Zimmer mehr vermieten, nicht einmal an ihre Kunden, die zu ihr kamen, um die Zukunft zu erfahren.

Man vertraute Jamina, und sie vertraute der Kugel, diesem geheimnisvollen und schimmernden Glaskörper, der ihr ganzer Stolz war. Ging sie verloren, würde sich auch ihr Leben radikal ändern. Da sie das nicht wollte, hütete sie die Kugel wie einen kostbaren Schatz und versteckte sie in ihrem Schlafraum. Er war klein. Die kleinen Fenster mit den gefüllten Blumenkästen davor passten ebenso dazu wie das helle Holz, mit dem die Wände des Zimmers bedeckt waren. Frei war nur die Decke. Sie zeigte einen hellen Anstrich. Jamina bewegte sich an ihrem Bett mit den dicken Kissen vorbei und blieb an der Seite neben dem Schrank stehen, in dem sie ihre Kleidung aufbewahrte.

Die kleine Kommode sah mehr aus wie ein Nachttisch. Sie konnte von oben her geöffnet werden. Jamina brauchte nur den Deckel anzuheben, was sie auch tat.

Der gespannte Ausdruck auf ihrem Gesicht lockerte sich, als sie auf die Kugel schaute, die in der Kommode lag. Heller Samt schützte sie von allen Seiten. Doch gab es genügend Platz für die Hände. Jaminas schlanke, lange Finger tauchten ein. Die Nägel schimmerten in einem hellen Rot, als wäre dort Blut getrocknet.

Behutsam legte sie ihre Handflächen gegen zwei Seiten der Kugel. Das Glas war nicht hell. Es wies eine rote und ins Violette hineinschimmernde Farbe auf, die sich allerdings nicht gleichmäßig verteilte. Immer wieder gab es hellere Lücken, doch darum kümmerte sich Jamina im Moment nicht. Sie holte die Kugel behutsam hervor, trat einen Schritt zurück und drehte sich dabei dem Fenster zu, um den Lichteinfall ausnutzen zu können. Auf ihrem Gesicht lag ein Lächeln. Wenn sie die Kugel zwischen ihren Händen hielt, hatte sie den Eindruck, einen Kraftstrom zu erleben, der von dem Kleinod ausging und auf sie überfloss. Es war keine normale Kugel. Was sie in den Händen hielt, war schon etwas Besonderes und für sie kostbarer als ein Schatz.

Jamina nahm auf ihrem Bett Platz. Die Kugel legte sie auf ihre Oberschenkel und genoss die Wärme des Materials. Aber sie spürte auch etwas anderes. Im Innern der Kugel bewegte sich die Luft, als hätte irgend jemand hineingeblasen. Erste Wolken entstanden. Rötlich und auch violett eingefärbt, als wären sie aus irgendeiner tiefen, dunklen Quelle in die Höhe gedrungenen.

Sie tat nichts. Sie schaute nur. Es war anders als bei den Sitzungen, das wußte Jamina, denn was die Kugel ihr offenbaren würde, ging nur sie allein an.

Die Wolke im Innern verdichtete sich. Zudem sah sie aus wie etwas, das seinen Zustand veränderte. Vom Abstrakten hin bis zum Gegenständlichen.

In der Tat schälten sich in den folgenden Sekunden Umrisse hervor, die sich immer mehr zusammenfügten. Es war schon mit einem

geisterhaften Puzzle zu vergleichen, denn aus den einzelnen Stücken entstanden ein Kinn, eine Stirn, eine Nase, zwei kalte Augen, ein böser Mund - all das, was zu einem Gesicht gehörte.

Es war ein Gesicht.

Ein abgrundtief hässliches. Ein dunkles und wie verbrannt wirkendes Gesicht, vor dem man sich fürchten konnte. Da reichte schon allein der Blick und den verzerrten Mund aus.

Es kam noch etwas hinzu.

Mitten auf der Stirn trat die Veränderung ein. Für Jamina sah es aus, als wäre ein Bohrer dabei, ein Loch in die Haut zu drehen, um etwas anderes hervorzuholen, das tief darin verborgen lag.

Ein Auge!

Ein drittes Auge!

Das Auge und das Gesicht der längst verbrannten Psychonauten-Hexe Marianne glotzten Jamina an...

Ende des ersten Teils



Marianne war nicht tot. Sie lebte noch. Eingeschlossen in der Kugel der Wahrsagerin Jamina. Und sie sollte die Nachfolgerin der verbrannten Hexe Marianne werden. Jamina sollte die Macht bekommen, um die Psychonautinnen zusammenzuführen. Es gab auch Feinde.

Nicht nur Dagmar Hansen, Harry Stahl und mich. Ein Killer wurde losgeschickt, um Jamina zu töten. Mit Marianne rechnete er nicht. Denn sie war

Zurück aus dem Jenseits

Das ist auch der Titel des neuesten Sinclair-Schockers Nummer 1037. Für 2,30 DM überall beim Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhändler zu kaufen.